

© Copyright Sauerländer Heimatbund

Gefördert durch

**Der Ministerpräsident  
des Landes Nordrhein-Westfalen**



**HSK**

**KREIS  
OLPE**

# Sauerlandruf



16. Jahrgang der „Heimwacht“ und „Teufelnachtigall“

**Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes  
für das kurkölnische Sauerland** ∞∞∞∞∞

---

Nr. 1

Familienheft 2

Februar 1954

© Copyright Sauerländer Heimatbund

## Neues Jahr - alte Anliegen

Unsere Zeitschrift „Sauerlandruf“ tritt in ein neues Lebensjahr, und doch wird sie immer wieder im wesentlichen die gleichen Anliegen hinausrufen ins kurkölnische Land.

Im Mittelpunkt all' unserer Bemühungen wird immer wieder das große Anliegen um die Gestaltung und Entfaltung von Persönlichkeiten in ihren Familien und in ihren sonstigen heimatlichen Lebenskreisen stehen müssen. Darum schloß unser letzter Jahrgang mit einem Heft über die Familie, und der erste „Ruf“ des neuen Jahres wird ebenfalls wiederum das gleiche Thema behandeln.

Bei unserer letzten Jahrestagung auf der Burg Bilstein am 8. Dezember 1953 klang aus allen Referaten und Diskussionen der Wille, den j e t z t lebenden Menschen in unserer Heimat zu helfen bei der Bewältigung der an sie gestellten Aufgaben in unserer G e g e n w a r t. Dort versuchte man in ernster Arbeit, die Krisenzeichen in den Familien, auf den Höfen und Dörfern zu deuten, und bei dem verantwortungsvollen Versuch, Wege und Mittel zur Heilung der Krankheitsbilder in uns und um uns zu finden, gipfelte alle Deutung in der einfachen Feststellung: Jede Krise im einzelnen Menschen bleibt letztlich eine religiöse, und jede Unordnung in den Gemeinschaftsbeziehungen der Menschen zu einander gründet schließlich in einer Erkrankung der Grundzelle aller Gemeinschaft, der Familie nämlich.

Wir alle sind Realisten genug, um zu erkennen und zu wissen, daß unsere Menschen im Zeitalter der Massenorganisationen, des technischen Lärms und der geschäftstüchtigen Vergnügungsindustrie doppelt schwer um die Entfaltung ihrer eigentlichen Persönlichkeitswerte ringen müssen, und wir bewundern den Mut vieler junger Menschen, die sich ganz bewußt diesem Strom und Sog entgegenstellen, und an dieser Auseinandersetzung stark und selbstbewußt, frei und klar werden. Sie bewältigen diese Aufgabe von innen her in der Freiheit der sittlichen Verantwortung.

Was hat dieses Anliegen mit der Heimatbewegung gemeinsam? So könnte der eine oder andere fragen, der unsere Aufgaben nur in der Erforschung der Vergangenheit und in der Pflege des sogenannten „Guten Alten“ sehen wollte. Wir wollen sicher die Geschichte unserer Heimat kennen lernen, unsere alten Bräuche achten und ehren. Aber wir wollen insbesondere Heimatbewußtsein in unserer G e g e n w a r t neu lebendig machen. Heimat schenkt Geborgenheit, und diese Geborgenheit von innen her und nach außen hin kann zunächst nur in einer geordneten Familie, in einem bewußt gepflegten Heim bereitet werden.

Darum kann eine zeitnahe Heimatbewegung nicht an diesen Kernfragen vorbeigehen, sie muß vielmehr alle Gegenwartsfragen bewußt in ihr Tätigkeitsfeld einbeziehen und bis zur Siedlung, zur Heimatgestaltung und zur Raumgestaltung in der Landschaft sich um alles kümmern, was zu dem Gedeihen einer Familie im heimatlichen Lebensraum beitragen kann.

*Dr. Rips*

Vorsitzender des Sauerländer Heimatbundes.

**Hochsauerlandkreis**  
**Der Oberkreisdirektor**

Inv. Nr. 58698

# Sauerlandruf



16. Jahrgang der  
 „Heimwacht“ und  
 „Trutznachtigall“

Nr. 1

Februar

1954

## De alle Juer

Et staiht in user Stuawen ne Juer, briun un alt,  
 In der Ecke beim Kacheluawen, do hett se se hiene stallt.  
 Et hiät nit Vatter, nit Mutter, nit Vatters Vatter dohn,  
 Se hiät all hundert Johre un näu viel länger do stohn.  
 Se weyset bläut eine Stunne, se weyset de Middernacht,  
 Un hiät mey met stummen Munne en erensthaft Wördeken saggt:  
 „Frönd, düse Stunne was meyne, hey deh ick diän leßten Slag,  
 Un äine van dün is de deyne, bedenck et doch jeden Dag!“

Christine Koch.

## Der Kern der Sache

„Laßt euch nicht irren durch ödes Geschwätz unseliger Toren: Es ist nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, sondern das Haus ist es. Nicht die Regenten regieren ein Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, sondern Hausväter und Hausmütter tuen es. Nicht das öffentliche Leben in einem Lande ist die Hauptsache, sondern das häusliche Leben ist die Wurzel von allem: und je nachdem die Wurzel ist, gestaltet sich das andere.“

Jeremias Gotthelf.

## „Katechismus des häuslichen Lebens“

So nennt sich ein Buch, aus dem die folgenden Ausschnitte entnommen sind \*). Der Leser mag daraus entnehmen, ob ihm das reichhaltige Buch etwas zu sagen hat.

### Vom Hausvater:

„Ein Hausvater, der seinem eigenen Genuß und dem Genuß seiner Familie die Zügel schießen ließe, der aber seine Familie im geistigen und geistlichen Bereich darben ließe, der wäre eben kein guter Hausvater. Eine Familie, in der die Bibel fehlt, in der es kein gutes Buch gibt, das man immer wieder lesen kann, bei der es im Schrank, auf dem Tisch und an den Wänden nur Ramsch gibt —, weil, angeblich das alles zu teuer ist, weil man angeblich für so etwas kein Geld hat — in dieser

\*) Heinrich Mertens: Katechismus des häuslichen Lebens. Paulus-Verlag Recklinghausen. 522 S., 13,80 DM. Dieses Buch ist in erster Linie für Katholiken geschrieben. Unsere evangelischen Sauerländer und Leser seien auf das gleich empfehlenswerte Buch von Walter Lotz: „Christliches Hausbuch“, Stauda-Verlag, Kassel, 430 S., besonders hingewiesen.

Familie hat der Hausvater sehr oft nicht den richtigen Hirtengeist, denn meist geht das Geld, das für solche Dinge aufgewandt werden könnte, in Rauch auf oder rinnt durch die Kehle, es wird in Leckereien angelegt oder in schnell vergessenen und oft sogar unverdaulichen anderen Genußmitteln."

"Ein guter Hausvater schneidet niemanden in seiner Familie das Wort ab, sondern er hört zu, was man ihm erzählen will, auch wenn es etwas weitschweifig scheint. Gerade der Weitschweifige hat oft etwas Wichtiges, für den Hausvater als Hirten Wichtiges zu sagen. Hören ist eine der wichtigsten Tugenden des Hausvaters. Durch Hören kann er Streit schlichten, kann er den Schwachen helfen. Das Zuhören ist ein Weg, auf dem er den Verirrten nachgehen kann."

"Die Stütze des Familienlebens ist einzig und allein die geistige und geistliche Stützung des Alltags und des Feiertags: durch das tägliche Gebet; durch eine schöne und geordnete Tischgemeinschaft; durch das kleine Brauchtum, welches das natürliche und geistliche Jahr durchzieht. — Die großen, handfesten Anregungen dazu zu geben, das ist Sache des guten Hirten der Familie."

"Der Christ kann seinen Beruf nur erfüllen, wenn er ihn als Dienen auffaßt. Der Mann dient als Vater und Ernährer seiner Familie jedem einzelnen seiner Familie, damit alle ohne irdische Sorge ihr ewiges Heil wirken können. Er dient in seiner Arbeit — ganz gleich, welche Arbeit er tut! — dem öffentlichen und allgemeinen Wohl, und wenn er seine Arbeit auf Benachteiligung des öffentlichen und allgemeinen Wohles einrichtet, kann er sich nicht mehr Christ nennen. Die Mutter dient im Hause ihrer Familie, und wenn sie eine gute und tüchtige Mutter ihrer Familie ist, dient sie damit auch ihrem Volke; denn gute und tüchtige Kinder sind für ein Volk große Schätze. Die Kinder, welche arbeiten wie Vater und Mutter, dienen ihrer Familie und dienen dem Gemeinwohl, wie Vater und Mutter."

#### Vom Gespräch in der Familie

"Zuhören können die meisten Menschen heute überhaupt nicht mehr. Sie wollen immer selbst erzählen. Wenn sie selbst nicht mehr reden können, interessiert sie ein Gespräch nicht mehr. Sie halten sozusagen immer Selbstgespräche. Daran zerbricht jedes Gespräch. Zu einem Gespräch gehören immer wenigstens zwei. Auch jede Ehe und jede Familie zerbricht daran, wenn immer nur einer reden will. Auch jede Ehe und jede Familie zerbricht daran, wenn keiner zuhören will."

#### Von der Zeitung in der Familie:

"Es war einmal eine Frau, wenn man die fragte, wie es ihrem Manne gehe, so antwortete sie: 'Ich weiß es nicht, mein Mann versteckt sich hinter der Zeitung'. Wie gesagt, das war eine einzelne Frau —, aber Männer, die sich hinter der Zeitung verstecken, soll es noch mehr geben. Abends kommen sie nach Hause, diese Männer, essen und behaupten, sie seien müde. Ein Lump, wer das nicht glaubt, denn sie haben wirklich allerlei geschafft den lieben langen Tag über. Nun wollen sie ihre Ruhe haben. Sie falten ihr Leib- und Magenblatt auseinander und lesen. Das dürfen sie ruhig, das sollen sie sogar. Denn dafür werden Zeitungen schließlich gedruckt, damit man sie liest. Aber nicht, damit man sich hinter ihnen versteckt. . . Und doch sollte man aus der Zeitung nur das lesen, was einen angeht. Mehrere Stunden täglich für die Tageszeitungen zu opfern, ist Raub an der eigenen Lebenszeit. . . Kein Mensch sollte ein Sklave der Zeitung werden — ein Mann aber, der die Sorge für eine Familie hat, sollte sich erst recht soweit von der Tageszeitung losmachen, daß er nicht mehr als den Bruchteil einer Stunde täglich für diese Lektüre verwendet."

#### Vom Radio in der Familie:

"Wahrhaftig es ist so: Viele Familien sind geradezu Radiofamilien geworden. Sogleich nach dem Aufwachen geht der Mann an das Radiogerät und schaltet es ein. Die Alten schlugen ein Kreuz, wenn sie aufwachten, und sagten: Gott, ich danke Dir für die Ruhe der Nacht; unsere Generation aber wacht auf und — hört Radio. Während des Rasierens läßt man sich berichten, daß im Fernen Osten 2000 Menschen durch Erdbeben umgekommen sind — und man schneidet sich nicht einmal dabei —; während man mit vollen Backen das Morgenbrot kaut, läßt man sich eine Predigt halten oder einen Choral vorsingen — und liest dabei die letzte Zeitung —; wäh-

rend man kocht, hört man im Schulfunk die Erschließung eines musikalischen Meisterwerkes — während man zu Mittag ist, erfährt man von den gefährlichen Gängen der diplomatischen Geschäfte — und doch ist man ganz bei der mittäglichen Mahlzeit; während man den Mittagsschlaf absolviert, läßt man sich belehren über die beste Art, Insekten im Baumbestand zu vertilgen; während man zu Abend ißt, nimmt man wieder die Furchtbarkeiten der Welt in neuesten Meldungen entgegen — und der Appetit vergeht einem nicht; während man Feierabend macht, läßt man sich vollends volltadeln, vollsabbeln —, denn: „Ach, tu die langweilige Oper weg; dreh mal, ob nicht irgendwo ein bunter Abend ist. . .“

Die Radiofamilie des 20. Jahrhunderts ist nie allein. Immer drängt sich auf der Luftbrücke der Atherwellen eine fremde Welt in ihre Häuslichkeit herein. Drängt sich? . . . Nein, die fremde Welt drängt sich nicht herein, sondern die Radiofamilie holt die fremde Welt herein. Und das Ende vom Liede ist: Der Familiengeist wird krank; denn Familiengeist braucht Alleinsein, braucht Häuslichkeit, braucht Wände. Die Radiofamilie reißt die Wände ein. Immer ist ein Fremder in ihrer Wohnung. Wenn sie beten sollte, macht er Musik; wenn Vater, Mutter und Kinder von ihrer Sorge sprechen sollten, treibt er Allogria; wenn die Familie Ruhe brauchte, um zusammenzuwachsen, veranstaltet er Opern und berichtet er von China oder Amerika.

Dieser Fremde, dem die Radiofamilie mehr Rechte in ihren Räumen einräumt als irgend einem ihrer Glieder, tyrannisiert die Familie so, daß sie schließlich sagt: Wenn es keinen Rundfunk gäbe, wüßte man wahrhaftig nicht, was man zu Hause tun sollte.“

## Jenseits der Heimat

Wenn dein Auge, stumm erhoben,  
tritt aus warmer Dunkelheit  
vor die helle  
Sternenwelle  
blühend reiner Ewigkeit:

wird in eines Schauens Ahnen  
sich die tragend volle Brust  
still der einen,  
überreinen  
Heimat wortelos bewußt.  
Wilh. Weigand.

## Mutterhände

Wir hatten einen Aufsatz zu schreiben über Mutterhände. Der Lehrer gab keine weitere Anleitung dazu als höchstens einen erklärenden Hinweis über die Tätigkeit unserer Mütter.

Den Aufsatz vom Toblerdirndl las uns der Lehrer vor. Mutterhände. Mit der einen Hand macht Mutter Butter. Mit der anderen hält sie die Bibel auf dem Schoß. Mit der anderen flickt sie Vaters Stalljoppe. Mit der anderen kocht sie. Mit der anderen flücht sie mir die Zöpfe, bevor ich in die Schule gehe . . .

„Mit der anderen, mit der anderen!“ sagte der Lehrer lächelnd. Wir grinsen. „Toblerdirndl, ei, deine Mutter wird ja wohl kein Tausendfüßler sein. Soviel Hände! Wieviel denn eigentlich?“

„Zwei —“ sagte das Dirndl unbeirrt — „für den Vater; sieben Kinder, auch für jedes zwei; macht vierzehn Hände. Küche, Stall und Feld, wieder für jedes zwei, macht sechs. Zwei für die armen Leute, macht wieder zwei. Und zwei für den Herrgott, wenn sie beten tut. Macht im ganzen sechszwanzig Mutterhände.“

Wir grinsen nicht mehr. Dem Lehrer ist das Lächeln vergangen.

„Toblerdirndl!“ sagt er todernst, „wenn das so ist, dann wird der Liebe Gott auch für deine Mutter einmal zwei Hände haben, zwei volle gnadenreiche Segenshände. Und du — du hast den besten Aufsatz geliefert.“

(Nach Schrönghammer-Heimdal, entnommen der prächtigen kleinen Sammlung „Ich habe keine Zeit“ von Ernst Keßler. Wartburgverlag, Jena.)

## Vom Wesen der christlichen Ehe Eine Randbemerkung

Der Sinn der Ehe ist: das ganze menschliche Verhältnis zwischen zwei verschiedengeschlechtlichen Personen vom Wesen des Menschentums her, das heißt also wesentlich von geistiger Sicht, zu regeln, dabei natürlich auch das infolge der Erbsünde mehr oder weniger in den Vordergrund drängende animalisch-geschlechtliche. Aber schon die rein natürliche, etwa eine heidnische Ehe ist schon etwas wesentlich anderes als rein animalische Verbindung, denn sie ist, wenn sie echt, d. h. menschlich ist, geistbestimmt. Die beiden Menschen regeln ihr Verhältnis zu einander nicht nach rein animalischen Gesetzen, sondern nach geistigen, sittlichen. Wäre das nicht der Fall, so wäre eine Ehe, in der das Animalische aus irgendwelchen, etwa Krankheitsgründen nicht mehr zugelassen werden kann, und in der Kinder noch nicht oder nicht mehr vorhanden sind, erledigt oder doch auflösbar, obwohl doch gerade dann eine besonders wichtige Aufgabe, die des gegenseitigen Sichtragens, begänne. Die christliche, sakramentale Ehe aber ist die Erhöhung der natürlichen.

An die geistseelische Natur des Menschen knüpft ja alles Sakramentale an, und so auch die christliche Verbindung von Mann und Frau. Also freilich an die ganze menschliche, daher auch an die animalische Natur, aber an diese nur, sofern sie mit der geistigen wesentlich verbunden ist. Alle Sakramente, auch die Ehe „setzen die Natur voraus“, nicht in dem, was sie mit den Tieren gemein hat, sondern in dem, was den Menschen über diese erhebt. Die christliche Ehe besagt daher schon mit ihrem Namen Sakrament d. h. Heiligungsmittel, das, was sie ist: Heiligung, übernatürliche Ordnungskraft des individuellen Ganzheitsverhältnisses von zwei verschiedengeschlechtlichen Menschen, die Heiligung des Mannes durch die Frau und der Frau durch den Mann. Wenn aber dieses Verhältnis zwischen zwei Menschen schon rein natürlich nicht ein rein animalisches ist, sondern dieses nur einschließt, so würde es nicht nur ein Verkennen der menschlichen Natur, sondern auch des Wesens des Sakramentalen bedeuten, wenn man in der christlichen Ehe nur oder auch nur in erster Linie eine animalische Funktion sehen wollte.

Darauf hinzuweisen liegt in unserer Zeit besonders Grund vor, in der manche geneigt sind, in der bloßen Zahl der Kinder einen Maßstab der Christlichkeit einer Ehe zu sehen, obwohl doch dieser Maßstab nicht einmal für die natürliche Ehe schlechthin giltig sein kann. Man darf fürchten, daß gerade diese Forcierung einer einseitigen Sicht nicht ganz ohne Schuld daran ist, daß heute die Ehe leider vielfach überhaupt nicht ernst oder nicht recht ernst genommen wird. Könnte es sonst diesen sträflichen Leichtsin vor und in ihr und die immer steigende Scheidungsziffer als Beleg für die Mißachtung der Ehe geben? Alles Predigen von der Heiligkeit der Ehe mit Hervorhebung der animalischen Seite kann von ihrer Heiligkeit nicht recht überzeugen, solange nicht die Betonung des ganzen, also vor allem des geistigen und übernatürlichen Wesens der Ehe als einer geistig bestimmten Verbindung und ihrer übernatürlichen Heiligung in den Vordergrund gestellt und so dann auch der Ernst und die Ehre dessen anschaulich gemacht wird, was in die animalische Seite des Menschentums fällt.

Daß dieses alles nicht die Forderung nach Raum für Familie und Kind einschränkt, sondern sie gerade tiefer und heiliger begründet, ist klar. Aber aus einseitiger Sicht gestellt gerät sie selber in schiefes Licht. Wenn zwei dasselbe sagen, braucht es nicht dasselbe zu sein, was sie meinen und was geschichtlich daraus wird.

„Daß Maß der Liebe ist Liebe ohne Maß.“

(Franz v. Sales.)

# Entweder - Oder

Entweder unterwerfen wir uns als einzelne, und darum auch in unseren Familien, und darum auch weiter in unserem Volke den „Notwendigkeiten“ unserer Zeit: dem Genuß jeden technischen Fortschrittes, dem von jeder Reklame gemachten „Bedürfnis“, der von der Presse und dem Radio gemachten „öffentlichen Meinung“, den menschlichen „Idealen“, die im Kino von „Stars“ vorgeführt werden, der Unnatur einer sogenannten „Kultur“ — dann werden wir immer mehr Sklaven des Genusses, der kein Ende findet, und eben darum schon unglückliche Menschen, die nicht haben können, was sie haben möchten, Sklaven dessen, was andere meinen, Nachhänger dessen, was hohle Köpfe für gut und schön halten, innerlich selber ausgehöhlt, unzufriedene Menschen, die als Gatten, Familienglieder, Nachbarn und Mitmenschen nur sich selber kennen und von anderen nur etwas haben wollen, nicht ihnen etwas zu sein und zu geben bereit sind, Süchtlinge und Zerstörer der Familie und Gemeinschaft, eingebilddete Kulturfatzken, die sich für Kulturmenschen halten, weil sie modisch gekleidet und angestrichen sind und den technischen Komfort in ihren Wohnungen haben oder haben zu müssen glauben. —

Oder aber, wir retten unsere Freiheit, indem wir die vielfach recht zweifelhaften Vorteile des technischen Zeitalters so gebrauchen, „als gebrauchten wir sie nicht“, wie es der Apostel überhaupt von dem Verhältnis des Christen zu den Dingen haben will. Wir erhalten uns die Einsicht und die Kraft, auch zu Dingen, die wir haben können, grundsätzlich oder wenigstens zeitweilig Nein zu sagen, um ihnen nicht untertan zu werden. Wir bilden uns nicht ein, etwas Besseres zu sein als andere, die das nicht haben können oder auch gar nicht haben wollen, was wir haben oder haben möchten. Wir setzen uns gegen die Unverschämtheit der modernen Reklame zur Wehr, indem wir da am wenigsten kaufen, wo am meisten Reklame gemacht wird — schon weil wir wissen, daß wir es ja selber sind, die diese Reklame bezahlen müssen. — Wir kämpfen für unsere Freiheit gegen alles, was uns Dinge als unentbehrlich zeigen, was uns süchtig, d. h. abhängig von den Dingen, von der dummen Meinung und dem genußsüchtigen Vorbild anderer, was uns seelisch und sittlich unfrei machen will.

Im ersteren Falle bringen wir in uns selber, in Familie, Heim, Umgebung und Gemeinschaft die Unrast des Begehrens, den Streit um das Mehr oder Weniger, den Unfrieden des Nichthabens, wo man haben möchte, die nimmersatte Gier des Immernochmehr, das Zielen nach dort, wo man angeblich „mehr vom Leben“ hat, die Lüge des Scheines, etwas zu sein oder so zu sein, was man oder wie man nicht ist, den Ruin der Familie und der Gemeinschaft. Denn „leben“ heißt nicht etwas scheinen oder etwas haben, sondern etwas sein und danach tun.

Im anderen Falle schaffen wir an der Einheit und Einigkeit in der Familie, an geordneten Lebensverhältnissen, am Zustand der Liebe und Hilfsbereitschaft in der Gemeinschaft, an einer echten christlichen „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“.

Im ersteren Falle arbeiten wir auf den Zusammenbruch der Gemeinschaft hin, anfangend in der Familie, im zweiten Falle an ihrer Erneuerung, im ersteren Falle auf die weltgeschichtliche Katastrophe hin, im anderen Falle auf die Rettung der Zukunft.

Entweder — oder!

---

Wer ist arm? Wer mehr braucht, als er hat. Wer ist reich? Wer mehr hat, als er braucht. Wir haben aber mehr als wir wissen; und wir brauchen weit weniger, als wir meinen.

# Hausgeister

Man erzählt von Häusern, in denen es spuken soll; und man hat früher auch, wie etwa in Köln, von Hausgeisterchen erzählt, die wie die Heinzelmännchen die Arbeit der Bewohner eines Hauses heimlich förderten. Und die Alten haben den Geistern ihrer Vorfahren besondere Verehrung in ihren Häusern erwiesen.

Es gibt wirklich „Hausgeister“; solche und solche. Und es sind die „Vorfahren“ — zu denen aber jeder einmal selber gehört — die im Hause „umgehen“; und es sind die „Nachfahren“ — zu denen wiederum jeder einmal selber gehört — die diese „Wiedergänger“ sehen und, je nachdem, bei der Begegnung mit ihnen das Gruseln oder die Freude des Heimes empfinden. Aber auch wer nicht in diesem Hause lebt, wo es so oder so „umgeht“, sondern von draußen gelegentlich herein-kommt, begegnet manchmal dem Hausgeist, ja, fühlt sich von ihm angefaßt, unheimlich oder heimlich, feindlich oder freundlich. Man kommt in ein Haus und hat das Gefühl: Mach, daß du wieder hinauskommst; und man kommt in ein anderes und hat das Gefühl: „Hier ist Wohlsein“. Das ist jedesmal der Hausgeist.

Aber wie kommt das? In dem einen Hause ist das etwa so: Man kommt vielleicht aus der hellen Sonne und der frischen Luft in einen dunkelen und ungelüfteten Raum, voll von widerstrebenden Gerüchen; man hat das Gefühl feuchter Wände. Vielleicht hört man schon vor dem Eintreten heftige Worte oder ein lautes Türschlagen oder dergleichen. Man sieht unfreundliche Mienen oder solche, die sich erst im Augenblicke, in dem sie den Besucher erblicken, künstlich erhehlen, aber doch jede Liebe, tätige wie empfangende, vermissen lassen. Vielleicht hat man eine wichtige Bitte, vielleicht im Interesse eines anderen, vorzubringen und wird unfreundlich angehört, oder auch freundlich, aber so, daß man beim Hinausgehen weiß, das Versprochene wird doch nicht gehalten. Das war die Begegnung mit einem Spukgeist im Hause.

Und anderswo kommt man herein in ein vielleicht einfaches, kleines schmuckloses, aber erhelltes und freundliches, wohl geordnetes Zimmer; man hört freundliche Stimmen, wird mit freundlichem Gesicht und einem guten Wort aufgenommen, und wenn man wie eben mit einer Bitte kommen sollte, so kann es sein, daß sie nicht erfüllt werden kann, aber dann weiß man beim Hinausgehen, daß man aufrichtig und wahr behandelt wurde, und daß es eben wirklich nicht ging. Man ist dem guten Hausgeist begegnet.

Zwischen guten und bösen Hausgeistern ist naturgemäß Krieg. Wo der eine ist, kann der andere nicht dauernd sein. Und es gibt einen Kampf der Hausgeister um die Wohnungen. Und „wenn der unreine Geist fortgegangen ist, wandert er durch dürre Orte, sucht Ruhe und findet sie nicht. Dann spricht er: Ich will zurückkehren in das Haus, wovon ich ausgegangen bin. Und er nimmt sieben andere Geister mit sich, die noch schlechter sind als er. Und die letzten Dinge dieses Menschen sind schlimmer als die ersten“.

Es sind nämlich wirklich die Menschen, von denen der Hausgeist kommt, der böse wie der gute. Jeder Mensch macht „Atmosphäre“, und die schlägt sich nieder in einem Hause; und wer darin wohnt, nimmt sie in sich auf, ohne daß er es merkt. Und so ist die seelische „Luft“ der Vorfahren in uns, und die unsere wird in den Nachfahren sein. Und wie man seit Jahrhunderten in unserer Heimat zu sagen pflegte, so wird man auch nach uns noch sagen: „Et liet in den Pösten“. In die Pfosten und Wände scheint es hineingedrungen, was unsere Vorfahren und wir gedacht, gesagt, getan und wie wir es gesagt und getan haben. Und der Hausgeist in unserem Heim wird auch in Zukunft sein entweder ein „Wiedergänger“, ein Spuk, oder ein guter Geist. Er wird den, der eintritt, schrecken oder freuen und wird denen, die das Haus bewohnen, einen Stempel des Unfreundlichen, Mürrischen, Schläfrigen oder Gierigen, oder aber den eines freundlichen, gütigen, eifrigen und vernünftigen Menschen aufdrücken.

Der gute Geist ist der Geist der Zehn Gebote, der Spukgeist der ihres Widerspiels. Sehen wir zu, daß es in unseren Häusern nicht spukt.

## Von Wänden und dem, was daran hängt

Wozu ist eigentlich eine Wand da? Nur dazu, daß man nicht „hindurchschaut“? Sie hat auch noch wichtigen anderen Sinn.

Sie soll erst einmal den „Raum gestalten“. Es ist nämlich erstens gar nicht einerlei, welche Maße der Raum hat, in dem wir leben. Wer das nicht glaubt, der mache sich einmal den Unterschied klar von dem, was er empfindet, wenn er etwa auf einer Höhe steht und die endlose Landschaft vor sich hat, oder wenn er in einer Schlucht vor Felsen steht. Aber diese Empfindungen sind ja nur vorübergehend. Die „Räume“ unserer Wohnung aber begleiten uns das ganze Leben, und es kann daher nicht gleichgültig sein, welche Höhe und Breite, und welchen Abstand von einander die Wände dieser „Räume“ haben.

Weil wir in diesen Räumen unser Leben mit seinen stillen Bedürfnissen der „Abgeschlossenheit“ und „Heimlichkeit“ verbringen, daher sollen diese Wände auch „abschließen“ und „Heim“ geben, uns so umgeben, daß wir uns in ihnen als wir selber und nicht als bloße Teile einer „kollektiven“ Menschheit, etwa wie in einer Kaserne, fühlen. Und da ist es wieder nicht gleichgültig, wieviel „Raum“ sie uns geben für das, was uns in unserer persönlichen Eigenart und in der Besonderheit unserer Familie und ihrer Glieder zusagt und wohl tut, und was uns darin hemmt und stört. Es ist nicht gleichgültig, ob diese Wände uns zu wenig oder zuviel „Raum“ geben, oder ob sie uns gerade angemessen sind, ob ihre Durchbrechungen in Türen und Fenstern sinnvoll und damit dem Licht und der Helligkeit des Gemütes und der Leichtigkeit des Gehens und Wohnens in ihnen entsprechend liegen oder nicht.

Und wiederum, es ist nicht einerlei, wie diese Wände an sich aussehen. Wenn die Ziegelsteine heraus schauen oder die Lehmwände ihre Löcher zeigen, wird das niemand mehr eine menschliche Wohnung nennen, obwohl Millionen von Menschen noch immer so wohnen müssen. Und wenn der „blanke“ Verputz alles ist, was die Wände dem Bewohner zu sagen haben, dann ist die Wohnung trostlos. Aber auch eine bloße Kalkung in der schlichtesten, eine Tapete in der normalen Wohnung macht es noch nicht. Eine Tapete verlangt irgendwelche Tönung, und die ist wiederum nicht gleichgültig. Und wenn sie die richtige Tönung hat, vielleicht heller in dunklen, dunkler in helleren Räumen, dann genügt auch das noch nicht. Eine Wand will „geteilt“ sein, weil jede Fläche, die nicht geteilt ist, „kahl“ ist. Und diese Teilung geschieht durch „das, was an der Wand hängt“.

Und das ist nun „ein Kapitel für sich“. Denn es ist weder gleichgültig, was an der Wand hängt, noch auch, wo es hängt und auch nicht, wie es hängt.

Was soll oder darf da hängen? In erster Linie Bilder, in der christlichen Familie auch ein Kruzifix oder sonst ein anderes Christusbild oder ein Bild, das dauernd an Ihn erinnert. Dann aber Bilder: Porträts, Landschaften, Photographien, auch vielleicht ein „Hausspruch“, wenn er etwas Vernünftiges sagt und man ehrlichen Willens ist, sich auch nach ihm zu richten. Alles dies aber muß „echt“ und darf kein Kitsch sein. Kitsch ist es, wenn es etwas vorstellen will, was es nicht ist. Denn alles, — auch der Mensch — was etwas zu sein scheint, was es nicht ist, ist unecht. Kitsch sind also vor allem Oldrucke und andere farbige Drucke von Landschaften, Personen, Szenen usw., die ihre Gegenstände so darstellen, wie sie nicht sind oder waren, und wie sie auch echten, menschlichen Vorstellungen nicht entsprechen. Und hier heißt das schlimmste Kapitel: „Die religiösen Bilder“. Es ist grauenhaft, was in vielen heimischen Familien an bunten Christus-, Marien- und anderen Heiligenbildern in dicken Goldrahmen hängt, Zeug, bei dem der Gedanke kommt: Schade für den Rahmen und für die Wand. Aber die Leute bezahlen den teuren Schund, obwohl gute Drucke von Nachahmungen bester Kunstwerke billig zu haben sind. Das Schlimmste ist hier nicht einmal, daß die religiösen Gefühle schlichter Menschen von geschäftstüchtigen Machern mißbraucht werden, sondern daß diese „religiösen“ Bilder von einem religiösen Empfinden zeugen, das unecht ist und durch dieses Zeug auch das religiöse und ursprüngliche Empfinden der Kinder, die es ansehen, unecht machen muß. Glaubt ihr, daß der Zimmermann Josef und seine

Hausfrau Maria und deren Sohn, der „nicht wußte, wohin er sein Haupt legen solle“, so ausgesehen haben, so eben vom Friseur gekommen, sozusagen parfümiert oder gar angestrichen, mit so blöden „himmlischen“ Hollywood-Augen und solchem Benimm? Das ist 100%iger Kitsch. Und es wäre besser, ihr schautet die kahlen Wände an als dieses Zeug.

Vielleicht hat hier einer den klugen Einfall, daß doch etwa die Mutter des Herrn auch nicht so ausgesehen habe wie etwa eine italienische, niederländische oder spanische Madonna. Ganz richtig. Aber wenn diese Maler die Mutter des Herrn als Königin, als eine erhabene Frau, als eine liebevolle Mutter usw. darstellen, ist das tief menschlich und künstlerisch. Aber was der erwähnte Kitsch von ihr aussagt, das ist vom Religiösen her unwahr, weil es vom Menschlichen her unwahr ist, daß die Mutter des Herrn ein Hollywoodstar gewesen sei. Und mit dem Herrn und allen seinen Heiligen ist es gerade so.

Aber wo sollen die echten Bilder nun hangen? Harmonisch, d. h. in einem bestimmten Verhältnis zu den Grenzen der Wand und unter sich. Darüber kann man nun schon deswegen keine allgemeine Regel geben, weil man dazu die einzelnen Wände und die Größe und Art und Zahl der Bilder kennen müßte. Aber man kann wenigstens andeuten, wie es nicht sein sollte. 1. Die Bilder sollen nicht „in Reihe und Glied“ hangen wie bei einem Appell. 2. Sie sollen weder zu hoch am oberen noch zu nahe an den Rändern der Wand hangen. 3. Sie sollen verteilt werden, und zwar weder zu dicht noch zu locker, vielmehr sollen sie die ganze Wand „teilen“. 4. Dabei sollen die größeren Bilder den bevorzugten Platz haben, die kleineren an einer möglichst geschweiften Linie so gehängt werden, daß ihre Mittelpunkte oder auch oberen Kanten mit dem Mittelpunkt oder der oberen Kante dieses Hauptbildes in dieser Linie verbunden sind. 5. Man soll weder zu viel noch zu wenig Bilder so aufhängen; ihre Anzahl ist von der Größe der Bilder und der Wand und von der Rolle abhängig, die sie in dem Zimmer spielen.

Und wie sollen die Bilder hangen? Gerade, und nicht schief, und so, daß sie erkennbar sind und nicht spiegeln, und schließlich so, daß man hin und wieder sie auch mal wirklich ansieht.

„... Das alles gehört zum Heim: Abgeschlossenheit und Weite, Natur und Mensch, Geist und sinnlich schöne Erscheinung. . . . „Schon der flüchtige Blick lehrt uns, die dumpfe und krampfige Behausung vom Heim unterscheiden.“ „Das Heim wächst Stufe um Stufe, von den ersten Anfängen bis zu jener schönen Zeit, in der die Räume mehr und mehr durchwohnt werden und immer mehr den Stempel des Besitzers empfangen. Es ist ein langer Weg, voll Mühe und Freude.“

„... es gibt keine Heimkultur, wenn die schrankenlose Selbstsucht des einzelnen gebietet und entwurzelte Massen ihrem Schicksal überläßt. Eine Heimkultur entsteht nur dort, wo der einzelne eine Persönlichkeit ist, die stark und selbständig der Familie dient und in der Gemeinschaft steht.“

(Lützel in „Unser Heim“.)

## Augustin Wibbelt über Hausmusik

„Wenn ich in Gedanken zurückwandere in mein Jugendland . . . dann höre ich es singen und klingen. . . . Meine gute Mutter liebte es, ihre häusliche Arbeit mit Gesang zu begleiten. . . . In früherer Zeit, als das Familienleben noch stärker und trauer war und festere Bindungen hatte, ist viel mehr Hausmusik getrieben worden. Ein vortreffliches Bindemittel für das Familienleben wird immer die Hausmusik bleiben.“

Man klagt oft darüber, daß die Familie krank sei und der Auflösung entgegengehe. Wir vermessen uns nicht zu behaupten, daß man die kranke Familie durch Sang und Klang heilen könne; das Übel liegt tief und fordert stärkere Mittel. Aber helfen und fördern kann die Hausmusik doch, und man soll auch die kleinen Mittel nicht verachten.“

Jgs.

## Von Gästen und Gastlichkeit

Früher nannte man die Häuser, in denen „fremde Gäste“ aufgenommen wurden Gasthäuser. Es sind — ganz zeitgemäß, denn die Menschen sind sich noch viel fremder, nämlich zu Geschäftsgegenständen geworden — heute „Hotels“. In jedem Falle bezeichnen die Gäste dieser Häuser „fremde“ Menschen. Und das ist vielleicht der Unterschied gegenüber jener alten Zeit, in der man wohl noch eine tiefere Auffassung vom Beruf hatte, daß man damals den Fremden in den Gasthäusern ein Stück „Heimlichkeit“, etwas von der verlassenen „Heimat“ geben wollte. Denn es gehört keineswegs zum Wesen des „Gastes“, daß er in jeder Hinsicht fremd sei. Vielmehr hat man in alter Zeit den Fremden, den man in sein Haus aufnahm, unter dem Schutze des obersten Gottes, des „Zeus Xenios“, gesehen und sich bemüht, ihm alles zu geben, was man konnte, um ihm die Fremde durch Heim zu ersetzen. Fremde — Heim — ersetzen —, das sind die drei Punkte, von denen aus wir Gast und Geselligkeit anzusehen haben:

Der Gast ist nicht Mitglied unserer Familie, er gehört auch nicht der Nachbarschaft an; denn der Verkehr mit diesen beiden nächststehenden Gruppen von Mitmenschen ist ein naturhafterer und anders geregelt. Der Gast ist unter diesem Gesichtswinkel ein Fremder. Er kann sogar ein Ausländer, selbst der Angehörige eines „feindlichen“ Volkes sein. Er ist mehr zufällig, durch irgend eine Begegnung, durch eine geschäftliche Beziehung, durch die Empfehlung eines Freundes oder dergleichen in unseren Lebenskreis getreten. Und im Unterschied von Familiengliedern und Nachbarn ist die Berührung mit ihm eine mehr zeitweilige. Aber es kann daraus Freundschaft werden und wird es oftmals, eine seelische Nähe aus gemeinsamer Weltanschauung. Die Verbindung mit dem Gaste beruht also nicht auf Blut und ständiger Umwelt, sondern auf geistiger Gemeinschaft im weitesten Sinne, nämlich der gemeinsamen Bindung an „Zeus“, an G o t t. Und diese seelisch-geistige Gemeinschaft ist auch der Grund, weswegen der Sippengenosse und Nachbar ebenfalls zum Gast werden kann, weil das Geistig-Seelische, das zutiefst Menschliche, ja Religiös-Menschliche, das auch die „Hospitalität“ — Hospes heißt Gast — geschaffen hat, der Kern der Gastfreundschaft und Gastlichkeit ist. Und wenn man weiter geht, wird man sagen können: Alle Gastlichkeit beruht auf dem tief erfaßten, d. h. geistig-sittlich gesehenen, Menschentum, auf der Ähnlichkeit und Einheit aller Menschen in ihrer Ebenbildlichkeit mit Gott.

Daraus ergibt sich auch, was Gastlichkeit und Gast niemals sein kann, ein Verkehr, der diesem Geistig-Sittlichen widerspricht oder auch nur nicht zu ihm paßt. Und es ergibt sich weiter daraus, daß die äußeren Dinge der Gastlichkeit: Anbieten von Bequemlichkeit, Essen, Trinken usw. nicht das Wesentliche sind, daß vielmehr Gastlichkeit auch dort geübt werden kann, wo diese Dinge fehlen oder nur in ganz geringem Maße zur Verfügung stehen. Vielmehr verlangt das Wesen der Gastlichkeit, daß jeder von seinem Besten, von seiner geistigen Sicht und Erkennen, seinem seelischen Empfinden, seiner Lebenserfahrung und seinem Glauben, Hoffen und Lieben dem anderen mitgibt und von ihm empfängt. Das ist schon in den Gastgesprächen der Alten so enthalten, etwa in den Gesprächen zwischen Gast und Gastgeber bei Homer, und erreicht in denen des Sokrates, wie sie uns von Plato hinterlassen sind, eine alle Zeit überragende Höhe.

Aber wir müssen nicht Philosophen sein, um Gastlichkeit üben zu können. Das können die schlichtesten Menschen in schlichtester Dorfwohnung, nämlich sich zusammen mit anderen, mit Gleichgesinnten, eben mit Gästen zusammenfinden, um sich gegenseitig über den Alltag zu erheben. Jedes Haus kann gastlich sein, muß es sein, weil es sonst „ungastlich“ ist, und das darf kein Haus mit gutem Geiste sein. Wenn wir grundsätzlich nicht gern Gäste haben, fehlt etwas in uns. Wenn wir nicht ohne Gäste sein können, fehlt uns allerdings auch etwas, vielleicht noch Wesentlicheres. Wir müssen unterscheiden und wissen, wen wir als Gast wünschen und wann. Aus dem Vorgehenden ist schon klar, daß wir keine Gäste wünschen können, die nicht wirklich und echt Gast sein, d. h. sittlich haben, geben und empfangen können. Und man kann nur dann wirklich Gastlichkeit üben, wenn die Bedingungen

zu solchen seelisch-geistigem Austausch gegeben sind, nicht, wenn nicht Muße dafür vorhanden ist, weil eine Pflicht vorgeht. Und man wird, um rechte Gastlichkeit zu haben, auch nicht zuviele Gäste haben dürfen. Abendliche Abfütterung und Komplimentenaustausch ist keine Gastlichkeit. Es müssen gerade soviel Menschen beisammen sein, als die notwendige seelische Geöffnetheit und Herzlichkeit erfordert und zuläßt. Und dann ist der Gastgeber zugleich auch Gast, nämlich Empfänger; und der Gast, der „Fremde“, wird aus dem Reichtum seiner Erfahrung, seines Wissens, seiner Fröhlichkeit zum Gastgeber, er schenkt ebenfalls. Gegenseitigkeit ist Voraussetzung jeder echten Gastlichkeit. Das war so schon in der Urzeit, wie die Gastlichkeit etwa der Phäaken gegenüber Odysseus uns so warm und schön vor Augen stellt.

Fällt darum das Gastgeberium mit einem Trunk oder sonstigem leiblichen Erfreuen fort? Das muß es keineswegs, aber es ist nicht das Wesentliche, es ist viel mehr ein bloßes Zeichen herzlicher Geöffnetheit des Hauses als wirklicher Teil der Gastlichkeit. Aber das gemeinsame Gespräch, das Bestreben, es auf geistiger Höhe zu führen und ihm möglichst vollkommene, frohe und doch auch ernste Form zu geben, das gehört dazu. Und es paßt dazu die seelische Gabe etwa einer, wenn auch noch so bescheidenen Hausmusik, einer gut gewählten Vorlesung aus einem wertvollen Buche, eines Gedichtvortrages, eines Liedes, einer Anekdote aus eigenem oder fremdem Leben, eines guten Scherzes usw. In einem wirklich gastlichen, von kluger Menschlichkeit belebten Hause muß der Ausklang so sein, daß jeder zur rechten Zeit mit dem Gefühle heimgeht, nicht etwa mal wieder einen Abend oder Nachmittag „glücklich hinter sich gebracht“ zu haben, sondern frohe Stunden verlebt und zur Freude dieser Stunden selber nach besten Kräften beigetragen zu haben, zu Stunden, die deshalb froh waren, weil echtes Menschentum, nicht Niedrigkeit des Klatsches oder eines an die Grenzen der Anständigkeit oder auch darüber hinausgegangenen „Humors“, oder der Sensation, der Übertrumpfung und Geltung usw. in ihnen über den Alltag der Arbeit und der Sorgen hinaus hoben.

„Geistiges Menschentum“. Damit ist natürlich nicht Gelehrtentum, ästhetisches und künstlerisches Fachsimpeln und dergleichen gemeint, überhaupt nicht die Gastlichkeit derer, die sich für sehr geistig halten, sondern eben das echte Menschentum, das nach seinen intellektuellen und wissensmäßigen Inhalten sehr verschiedene Ebenen haben kann. Und daraus ergibt sich noch ein Weiteres für echte Gastlichkeit: Wo man nicht imstande ist, ein gemeinsames „Niveau“ der Unterhaltung herzustellen, da fehlt etwas. Man könnte sagen: Aus dem Geiste echter Gastlichkeit, die ja ein Entgegenkommen gegenüber dem „Fremden“ einschließt, und aus ihrem Wesen, das doch geistiger Austausch ist, müßten auch da, wo einmal Unterschiede geistiger Bildung hervortreten sollten, die einen sich bemühen, diesen Unterschied möglichst durch verständliches Sichausdrücken, die anderen durch umso angespanntere Aufmerksamkeit verschwinden zu lassen. Aber in allen wahrhaft menschlichen Fragen gibt es zwischen allen „Bildungsstufen“ die Möglichkeit gegenseitiger Eröffnung und wechselseitigen Verstehens.

Es ist eben eine Kunst, aber eine sehr wichtige Kunst, dieses Verstehen zu erleichtern, und sie muß besonders vom Gastgeber durch Lenkung der Unterhaltung geübt werden. In seinem Rahmen kann jeder Gastlichkeit üben und damit einen unscheinbaren aber sehr wertvollen Beitrag zur rechten gegenseitigen seelischen Formung seiner selbst und seiner Mitmenschen leisten. Aus vielen solcher Beiträge könnte man eine Erneuerung der Familie und der Heimat erhoffen.

## Bai friggen well

„Hannes! Bo biste wiäst?“

„Imme Walle.“

„Bat hiäste do dohn?“

„Holt koft.“

„Bat weste domet maken?“

„O — nau 'n Spann an meyn Hius setten — ik wel hiroten.“

F. W. Grimme.

## „Familie“ und „Gesinde“

„Familie“ kommt von „Famulus“ = Diener, und heißt so ursprünglich soviel wie Dienerschaft. Wenn wir das Wort in unseren christlichen Sprachschatz und zwar in unserer vorliegenden Bedeutung übernommen haben, als Bezeichnung für häuslich zusammengeschlossene und sich lebensmäßig ergänzende Menschen, dann ist damit gesagt, was aus christlicher Sicht das Verhältnis von Familie im blutsmäßigen Sinne zu den „Hausgenossen“ ist, mit denen man nicht blutsverwandt ist: nicht ein Gegensatz, sondern eine Zusammenordnung und Einheit von beiden, nicht nur ein äußerliches Rechts-, sondern ein sittliches Treue- und Pflichtverhältnis auf dem Untergrund christlicher Liebe. Es ergibt sich daraus, daß nicht nur das „Gesinde“ auf Grund einer — heute vielfach recht unbedeutenden Bezahlung — eine rechtliche Verpflichtung, sondern auch die sittliche Pflicht der Anhänglichkeit hat, daß aber umgekehrt die Familienmitglieder im engeren Sinne, vor allem der Familienvater und die Mutter den Hausangestellten und sonstigen Zugehörigen gegenüber ebenfalls nicht nur die juristische, sondern auch die Liebespflicht des Schutzes und jeder Hilfe, vor allem aber der menschlichen Hochachtung und Zuneigung haben. Dieses menschliche Verhältnis nannte man früher ein väterliches, „patriarchalisches.“

Daß es in gewissen Familien auch unserer Heimat seit Jahrhunderten wie anderwärts zur Hausatmosphäre gehörte, den „Domestiken“ den sozialen Unterschied gegenüber der „Herrschaft“ deutlich zu machen, ist bekannt. In unseren guten Bauernhäusern war das nicht der Fall. Dort galt zwischen den Kindern und den Haus- und Hofangestellten immer das traulische Du, und es gab, wie es heute leider auch wieder vorkommen soll, keinen getrennten Tisch. Bis vor nicht langer Zeit war es auch auf bürgerlichen Gutshöfen noch Sitte, sofern nicht zeitweilig besondere Umstände es anders forderten, daß man gemeinsam aß und betete. Warum muß, wenn es noch der Fall ist, in unseren Bürgerhäusern das „Dienstmädchen“ getrennt von der „Herrschaft“ in der Küche essen? Wenn ihm an äußerer Form etwas fehlen sollte, kann und müßte man es belehren. Und Geheimnisse, die man ja auch vor Kindern haben muß, sollten am Tische überhaupt nicht besprochen werden. Es gibt doch gewiß viel Stoff zu gemeinsam interessierendem Gespräch aus dem Hausverband und aus der gemeinsamen Menschlichkeit selber. Übrigens ist ja die Hausfrau als christliche Mutter auch verpflichtet, ihre Mädchen und anderen Angestellten nach jeder Möglichkeit in ihrer menschlichen Weiterbildung zu fördern. Es kann gewiß, etwa bei einem Besuch, Gründe geben, von der Gewohnheit gemeinschaftlichen Essens und Arbeitens zeitweilig Abstand zu nehmen; und dann werden die Untergebenen dieses selber als angebracht betrachten. Was aber nie in einer christlichen Familie vorkommen sollte, das ist das Gefühl der Untergebenen, sie gehörten nicht mit in die Gemeinschaft der „Familie“.

---

### Auß „Zehn Gebote für Frauen“ von Fr. Schleiermacher

„Du sollst dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman noch eines selbstgeträumten oder phantasierten; sondern du sollst einen Mann lieben, wie er ist . . .

Merke auf den Sabbath deines Herzens, daß du ihn feierst; und wenn sie dich halten, so mache dich frei oder gehe zugrunde . . .

Du sollst nicht geliebt sein wollen, wo du nicht liebst . . .

Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen für die Männer; du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen . . .“

## En Wunner in de Mühle (Beläunte Barmhärzigkeit)

Use laiwe Här genk mol üwer Land. Hai soh iut asen Biädelmann un kain Menske erkannte iähme. Christus kloppere an allen Diären aan un hält aan ümnen Almosen. Niu kam hai auk in aine Mühle. De reyke Müeler awwer woor boise un saggte: „Mak diäk fut! In Guatts Namen! Van deyner Suerte girret genaug Dagedaiwe, viel te viel. Ik kann doch nit alle Biädler un Aarmen saat maaken!“ Un de Müeler gaffte nix un lait diän unbekanntn Mann stohn.

Do kam de Biuer in de Mühle. Hai harr diän Müeler hort un woll ne Sack Weiten tau Miähl mahlen looten. De Biuer soh auk diän aarmen Biädelmann un et däh me laid, dat de Müeler sau gezyg was. Un hai gaffte diäm Aarmen en Teiken und saggte: Kumm hey! Ik well dey en wänneg Weiten giewen.“ Da hält de Biädler seynen Biädelsack uapen, un den Biuer gaffte en Spind Weiten drin. Tefriän soh dai unbekannte Mann seynen Frönd aan, hält seynen Sack widder uap, un de Biuer lait nau ain Spind Weiten in diän Biädelsack läupen. Un suih: dai aarme Mann soh diän barmhärzigen Biuern nau mol aan. Un de Biuer frogere: „Sall ik nau ain Spind giewen?“ Un hai gaffte et drüdde Spind Weiten un behält selwer mänt ain Spind imme Sacke.

De gezyge Müeler soh alles, schur amme Koppe und dachte: „Säune Dummkopp van Biuer! Giet seynen gueren Weiten diäm schmachtergen Biädler un behället selwer kium wuat im Sacke. Dät leste Spind sall ik niu mahlen un dovan wert nau multert, und Miähl bringet hai kium haim. Van Giewen kanne me nit reyke wären!“

Säu dachte de Müeler, nahm diän letzten Weiten, schur ne op de Mühle un dachte: dät is flott gedohn! — Un suih doh! De Mühle laip un mahlere un laip un de Weiten woor nit alle, un de Mühle laip ne Stunne un nau ne Stunne un Miähl laip innen Kasten un ain Spind un twintig Spind Miähl un nau liuter laip de Mühle un Miähl in de Säck.

De Biuer wußte nit, biu hai alles haim brengen soll, un de gezyge Müeler machte gräute Äugen. Of hai im Hiäten dachte ase de Biuer:

„Is düese Biädelmann wuahl use laiwe Här selwer wiäst?“

Säu vertellet ne altrussiske Biuernlegände un liuter nau gellet Guares Woort: „Mensken helpet ug, seyð barmhärzeg! Barr ey diäm ärmesten Bräuer daut. dät haar ey mey dohn!“

F. J.

## Treue

„In meiner schleswigschen Heimat erzählt man noch heute von einem friesischen Bauernknecht aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, der sich mit einer auf dem gleichen Hof dienenden Magd verlobt hatte, der dann aber, weil er einen Schweden erschlug, der sie entehren wollte, außer Landes fliehen mußte. Dreißig Jahre später, während derer seine Braut nichts von ihm gehört hatte, schrieb er ihr diesen Brief:

„Aan myn Greethje!

As (= wenn) du noch von der gesynnung bist, do ick mit dy daglich ob Bombell dende, so kam to my na der Haag un war myn Frow. Ick bin tegenwordig Hoilandische Admiral.

Nis de Bombell, vormalen Nis Ipsen,  
dyn getrowe Brydigam.“

Sie war ihm inzwischen treu geblieben und wurde seine glückliche Frau.“  
(Julius Langbehn.)

Jgs.



Winterzauber im Sauerland

# Über Familiengeschichte

Vor 100 Jahren noch wußte jeder, und vor 60 bis 70 Jahren noch jeder ältere Mensch, vor allem die Frauen, um die Verwandtschaft, um den blutsmäßigen Zusammenhang der Familie mit der weiteren Sippe. Dieses Wissen ist heute verloren gegangen, aber was schlimmer ist, das Interesse daran ist nicht mehr da. Denn dieser Mangel an Interesse bedeutet eine Lockerung oder gar Auflösung des geschichtlichen Zusammenhanges der Familie, die Unterbrechung ihrer Überlieferungen, das Zerreißen des Gemeinschaftsbandes in ihrem weiteren Zusammenhange und die Andeutung, daß es auch im engsten Familienzusammenhang am Zerreißen ist. Es ist nicht nur die moderne Selbstsucht und Selbstgenügsamkeit daran schuld, sondern unsere ganzen heutigen Verhältnisse sind es mit ihrer Unruhe und Hast, die für Rückschau und Besinnung keine Zeit mehr zu lassen scheinen. Als man vor Jahren mit Sippen- und Familiengeschichte wieder begann, geschah es letztlich aus dem Gesichtswinkel der „Rassenreinheit“ und des Bluthochmutes. Das waren falsche Beweggründe, aber die Sache an sich war gut, daß man sich wieder um die Vergangenheit und Herkunft der Familie, um ihre Geschichte, kümmerte. Denn das gehört zur Familie in ähnlicher Weise wie der Rückblick auf das eigene Leben und die Besinnung auf sich selber zum menschlichen Dasein gehört. Wie man im eigenen Leben, wenn man die Ehrlichkeit besitzt, es ins Auge zu fassen, viel Anlaß hat zum Dank gegen Gott, aber auch viel Grund zur Reue und zur Scham und beides aus Vertrauen zu Gottes Führung Ihm überläßt, so zeigt auch jede Familiengeschichte, wenn man sie wirklich zu erhellen vermag, viel Erfreuliches und Erhebendes, das zum Dank, aber auch viel minder Erfreuliches und gar Häßliches, das zur Bescheidenheit mahnt und gegen Überheblichkeit schützt. Das Wort unserer Vorfahren: „Hundert Jahre hängt kein Geldsack vor einer Tür, aber hundert Jahre auch kein Bettelsack“, bezieht sich nicht nur auf die wirtschaftlichen, sondern auch auf die kulturellen und sittlichen Verhältnisse einer Sippe. So wird die rechte Familiengeschichte ein Spiegel für jedes Familienglied, das hineinschaut und sich bezeugen läßt, was die Ehre der Familie ist in beruflicher, sittlicher und bürgerlicher Haltung und im Lebensstil, und was diese Ehre wert ist. Die „Ehre der Familie“ ist kein leeres Wort, und „alte“ Familien haben mit Recht darauf Wert gelegt, wenn sie den Kern dieser Ehre auch oft mehr im Schein als im Sein, gesehen haben. Eine „christliche Familie“ muß wissen, wo sie die Ehre der Familie zu sehen hat; und die Familiengeschichte soll ihr dazu mit behilflich sein, rückschauend in Zustimmung und Kritik das Echte vom Unechten zu unterscheiden. Das ist natürlich nur möglich, wenn man von den Vorfahren und ihren Zeiten und Lebensverhältnissen etwas Näheres weiß. Aber dazu kann man nur schrittweise kommen und das Erste bleibt das Wissen um Herkunft und Abstammung überhaupt.

Die beiden nachfolgenden Aufsätze führen uns, jeder von einer eigenen Sicht, in die Aufgaben der Familiengeschichte ein.

## Wir forschen in unserer Familiengeschichte

Anregungen und Quellen dazu

Von Norbert Scheele

Wenn ein Erwachsener auf dem Gottesacker beigesetzt wird, trifft sich die nähere und weitere Verwandtschaft, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Beim anschließenden Kaffee (dem „Rützech“) ist häufig die Gelegenheit, wo sich weit-entfernte Verwandte seit langer Zeit wiedersehen oder gar erst kennenlernen. Im Laufe der Unterhaltung werden alte Familienbeziehungen geklärt und aufgefrischt, das Familienband wird befestigt. Eigentlich sollten Familienverbände zur Festigung ihres Zusammengehörigkeitsgefühls auch außerhalb von Leichenbegängnissen zusammenkommen und dabei bewußt die Familiengeschichte pflegen. Denn die Pflege des Familiensinns tut heute mehr denn je not.

Der Familiengeschichtsforscher oder Genealoge strebt danach, aus der Vergangenheit einzelner Familien oder Familienverbände möglichst umfangreiches und zuverlässiges Material zusammenzustellen. Die Forschungsergebnisse finden vielfach in Stammbäumen oder Ahnentafeln ihren übersichtlichen Niederschlag. Jene umfassen die Nachfahren einer Person, soweit sie denselben Namen tragen. Die Ahnentafel schlägt den umgekehrten Weg ein, indem sie, zurückgehend über die zwei Eltern, die vier Großeltern, die acht Urgroßeltern usw., möglichst viele Ahnen oder Vorfahren zu erfassen sucht.

Wer ernstlich Familienforschung treiben will, findet in dem „Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung“ von F. Wecken und J. Krauß, kurz „Wecken“ genannt (Verlag Degener, Schellenberg), eine treffliche Anleitung.

Nun gilt es, den Stoff zu sammeln. Von der mündlichen Überlieferung über etwa vorhandene Familienpapiere geht es über die Standesamtsregister (ab 1. Oktober 1874), dann die Tauf-, Kopulations- und Sterberegister der Pfarrämter, kurz Kirchenbücher genannt, zurück — wenn wir Glück haben — in die Mitte des 17. Jahrhunderts. Die Kirchenbücher der einzelnen Pfarreien reichen unterschiedlich weit zurück, einige wenige sogar über die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Der Beginn der Kirchenbücher der einzelnen Pfarreien ist aus dem „Real-Schematismus der Erzdiözese Paderborn“ zu ersehen. Die Eintragungen in den Kirchenbüchern sind seit 1823 an ein bestimmtes Formblatt gebunden. Vorher, von 1808 bis 1823, sind über die einzelnen Vorfälle ausführliche deutsche Protokolle abgefaßt mit Unterschriften der amtierenden Geistlichen und der Zeugen. Vor 1808 ist im Sauerlande die Eintragung an keine bestimmte Form gebunden und in lateinischer Sprache abgefaßt. Wo es der damalige Pfarrer genau genommen, z. B. bei der Trauung auch die Namen der Eltern der Brautleute vermerkt hat, wird der Sucher rasch und zuverlässig zurückkommen. Wenn aber solche Angaben fehlen, wenn sich Lücken in den Büchern finden oder derselbe Name in derselben Pfarrei häufig vertreten ist, wird das Forschen schwierig. Erschwerend ist auch in einigen Pfarreien der Umstand, daß Personen manchmal unter verschiedenen Namen (dem Familien-, dem Beinamen oder gar nur mit der Berufsbezeichnung auftreten. Das häufige Fehlen eines abecelichen Namensverzeichnisses zu den alten umfangreichen Registern, nicht selten unleserliche und vergilbte Schrift sind Umstände, die den Familiengeschichtsforscher auf eine harte Geduldsprobe stellen.

Neben den Kirchenbüchern wird jeder das heimatkundliche Schriftgut genau durchsehen, wo manches aus der Familiengeschichte enthalten ist. Pfarr- und Ortsgeschichten, das Sauerländische Familienarchiv von Honselmann, die drei Sauerländischen Geschlechterbücher von Koerner und A. Liese bringen viel Material. Die Heimatstimmen aus dem Kreise Olpe reichen mit vielen genealogischen Beiträgen über die Kreisgrenzen hinaus. Heimatblätter und -beilagen, Heimatkalender und selbst die örtliche Tagespresse geben nicht selten An-



Bauernfamilie

Fr. Korte

regungen oder Hinweise, die für den Forscher Wert haben können. In der Olper Gegend liegen auch zahlreiche Stammbäume vor. Die von C. W. Wever aus Osterau in den Jahren 1930/32 angefertigten Stücke bedürfen einer ernsthaften Nachprüfung.

Trefflich ergänzen alte Steuerlisten, Einwohnerverzeichnisse oder Lehnregister und andere Zusammenstellungen die Kirchenbücher, mitunter sind sie der einzige Ersatz dafür. Das Staatsarchiv Münster behütet die ältesten Schatzregister des Herzogtums Westfalen von 1536 und 1563, die jedes Dorf berücksichtigen. Im Landständearchiv Arnsberg (Sauerländer Heimatmuseum) wird eine große Reihe von Schatzregistern aus unserm Sauerlande aufbewahrt. Es seien nur die Listen der Jahre 1685, 1717 und 1759 genannt. Manche dieser Listen sind bereits veröffentlicht, so die über Arnsberg (durch F. Menne), Medebach (durch A. Führer), der Olper Gegend (durch N. Scheele) und Wenden (durch H. Feldmann).

Bei Namen, die von Bauerngütern kommen, ist nachzuspüren, in wessen Händen sich das Gut vor 1800 befand. Sollte es früher im Besitz eines Klosters gewesen sein, so wird man aus dem zuständigen Klosterarchiv im Staatsarchiv Münster zweifellos manches feststellen können. Über Güter, die früher einem Adligen gehörten, wird man in den zuständigen Adelsarchiven über Belehnungen bzw. Verpachtungen usw. reiche Unterlagen finden.

Auch das Staatsarchiv Düsseldorf birgt in seinen Beständen manche Archivalien über unser Sauerland. Das von Staatsarchivrat Dr. E. Dösseler zusammengestellte „Inventar der Quellen zur Westfälischen Geschichte im Staatsarchiv Düsseldorf, mit besonderer Berücksichtigung der Personen- und Hofgeschichte“ (1952), enthält im umfangreichen Anhang ein abecelich geordnetes Orts- und Personenregister. Vergleiche auch Sauerlandruf 1953, Nr. 2, S. 29!

Wer die richtige Einstellung zu seiner Familie hat, wird sich bei den Forschungen nicht mit schematischen Darstellungen, die nur Namen und Daten enthalten, begnügen. Er wird versuchen, alle Personen zu erfassen, wie sie lebten und lebten, will hören von ihren Erfolgen und Mißerfolgen, ihren Licht- und Schattenseiten. Ein echter Forscher wird sich befeißigen, immer sachlich zu bleiben und nicht nur die Lichtseiten hervorkehren.

Heil dem Manne, der die Blicke  
gern zu seinen Ahnen kehrt,  
seiner Väter soll sich freuen,  
wer sich fühlt der Väter wert!

## Gudde Nacht!

Über de stillen Stroten  
geiht klar de Kockenslag.  
Gudde Nacht! Dyn Hiärte well slopen,  
un moren is auk en Dag.  
Dyn Kind liet in der Waigen,  
un ik sin auk by Dy;

Dyn Suargen un Dyn Laiwen  
is alles ümme by.  
Nau einmol lot us spräken:  
Gur'n Owend, gudde Nacht!  
De Mond schynt op den Diäkern  
De Hiärguatt hället de Wacht.

(Aus dem Husumer Platt Theodor Storms)

... „Für den Greis bildete es eine täglich wiederkehrende Lust, die Züge der Mutter in dem kleinen Antlitz seines Enkels aufzusuchen. ‚Dein Sohn, Anna; ganz dein Sohn!‘ pflegte er nach längerer Betrachtung auszurufen. ‚Er hat ein glückliches Gesicht!‘ Dann nickte Anna und sagte lächelnd: ‚Ja, Großvater; aber der Junge hat ganz Eure Augen.‘

Und so geht es fort in den Geschlechtern: die Hoffnung wächst mit jedem Menschen auf; aber keiner denkt daran, daß er mit jedem Bissen seinem Kinde zugleich ein Stück des eigenen Lebens hingibt, das von demselben bald nicht mehr zu lösen ist

Heil dem, dessen Leben in seines Kindes Hand gesichert ist; aber auch dem noch, welchem von allem, was er einst besessen, nur eine barmherzige Hand geblieben ist, um seinem armen Haupte die letzten Kissen aufzuschütteln.“

(Th. Storm. Schluß von „Carsten Curator.“)

# Von der Freude an der Familien- und Heimatgeschichte

Von B. Bahnschulte, Neheim-Hüsten

Vor 25 Jahren kam ich während einer Sauerlandwanderung durch Altenbüren. In der Mitte desselben, unmittelbar an der Landstraße, gewahrte ich das Kriegerehrenmal. Inschriften fesseln mich immer, ganz gleich, ob sie alt oder neu sind. Kaum hatte ich den ersten Namen: Bernhard Meyer, † 28. 8. 1914, gelesen, als es mir blitzartig durch den Kopf fuhr: War nicht einer dieses Namens bei dir in der Kompanie? Und war er nicht am gleichen Tage gefallen? Schnell überflog ich die übrigen Namen und kehrte zum ersten zurück. Ja, er mußte es sein: Name, Vorname und Todestag stimmten genau. Auch fiel mir plötzlich ein, daß er seine Heimat irgendwo im Sauerland gehabt hatte. Meine Gedanken eilten dreizehn Jahre zurück. Ich erinnerte mich genau jenes warmen Augusttages, als wir frühmorgens die Maas überschritten, den Steilhang hinaufkletterten und oben auf der Höhe, in geschützter Deckung am Waldrand, den Gegner erwarteten. Da, es mochte gegen 11 Uhr sein, da traf Bernhard Meyer, der links neben mir lag, die tödliche Kugel. Sie fuhr ihm in die rechte Schulter und traf die Lunge. — „Wissen Sie nicht, in welchem Regiment dieser Bernhard Meyer gedient hat?“ fragte ich einen vorübergehenden Bauern. „Nein!“ Der zweite, der dritte und vierte wußten's auch nicht. Der fünfte aber, ja, der nannte mein Regiment, sogar die Kompanie. Es stimmte also. Sogleich zeigte er mir das Haus der Angehörigen. Der Kamerad stand mir zu nahe, als daß ich an seinem Elternhause hätte vorübergehen mögen. — Mutter und Schwester zu Hause. Schmerz- und trostvolle Stunden. Schmerzvoll das Erinnern, trostvoll die Gewißheit, nun endlich zum ersten Male nach dreizehn Jahren Genaues und Bestimmtes über den Tod und die letzten Stunden des lieben Sohnes und Bruders zu erfahren. Zudem wollte es der Zufall, daß gerade morgen der Kampf- und Sterbetag sich jährte. Im Gefühl, das Richtige getan, ja, im Glauben, eine besondere Mission erfüllt zu haben, wanderte ich am Abend beruhigt weiter. Und noch heute freue ich mich, nicht acht- und gedankenlos am Gedächtnismal vorübergegangen zu sein. Welche Fülle von Erinnerungen und Geschehnissen barg doch dieser eine Name für mich! —

„Aber was hat dies mit der Freude an der Heimatgeschichte zu tun?“ Gemach, mein Freund. Sieh, jeder der Namen unserer Gefallenen erinnert an inhaltsschweres Geschehen. Das Schicksal des einzelnen und sein Erleben wissen wohl nur seine Angehörigen, Freunde und Kameraden. Für sie ist der Stein nicht tot, der Buchstabe nicht stumm. Gleich dem Kriegerehrenmal gibt es aber noch viele andere Erinnerungsmale: Häuser, Kreuze, Ruinen, Hügel, Pergamente. Sie alle reden eine stumme Sprache, und sie alle bergen soviel des Rätselhaften, des Unergründeten und Unerforschten, des einst Erlebten und Geschehenen.

Welch große Bedeutung für die Heimatgeschichte oft ein geringscheinender Fund haben kann, erlebte ich im Jahre 1920. Kinder hatten am Fuße des Fürstenberges bei Neheim eine Silbermünze in der Größe eines Fünfmärkstückes gefunden. Sie stellte Wilhelm v. Fürstenberg dar, wies in das Jahr 1557 und trug das Wappen der Stadt Riga. Wie mochte sie hierhergekommen sein? Müßiges Beginnen, darüber Nachforschungen anzustellen. Der Antworten gibt es viele. Viel wertvoller und wichtiger war mir die Frage nach der Bedeutung der Münze und des Mannes, den sie darstellte. Er besaß ja sogar das Recht der Münzprägung. Das Ergebnis meiner Nachforschungen habe ich im Heimatbuche der Stadt Neheim (S. 151—153) niedergelegt. Kurz sei nur mitgeteilt, daß Wilhelm von Fürstenberg ein Sohn des Amtmanns von Neheim war, um 1500 das Licht der Welt erblickte und 1557 Deutschordensmeister in Livland und damit deutscher Reichsfürst wurde. Das Münzbildnis stellte also den bedeutendsten Mann dar, den Neheim je hervorgebracht hat.

Das Suchen nach seinem Lebensgange brachte mich in Beziehung zur Geschichte der Freiherrn und Grafen von Fürstenberg. Eine Fülle des mir bis dahin gänzlich unbekanntes heimatgeschichtlichen Stoffes begegnete mir dort. Die Freude am Forschen wuchs und wurde besonders dadurch erhöht, daß ich in der

Es ist etwas eigenes, in vergangenen Jahrhunderten zu forschen, sich zu versenken in Zeiten, die so ganz anders waren als die heutigen. Pergament und Papier, Stein und Scholle werden lebendig. Man glaubt, den Bauern, den Kaufmann, den Edelmann in der Tracht seiner Zeit dahinschreiten zu sehen, Freud und Leid der Vorfahren wirklich zu erleben. — Als ich daranging, den Werdegang meiner eigenen Familie zu erforschen, konnte ich dank des Vorhandenseins und der gewissenhaften Führung der Enkhauser Kirchenbücher meine Familie über drei Jahrhunderte zurückverfolgen. Die Geschichte des Hofes „auf der Bahn“ ließ sich dank des Vorhandenseins der Oelinghauser Klosterurkunden gar über 700 Jahre nachweisen. Selten wohl war ich mehr verbunden mit meinen Vorfahren und der Scholle, auf welcher sie Jahrhunderte hindurch gelebt und gewirkt hatten, als in jener Zeit. Ich fühlte mich förmlich zum alten Stammhof hingezogen, und oft bin ich hinausgewandert in die Heide, um den Boden der Väter zu schauen und auf ihm einherzugehen. Und dann war ich ganz im Banne der alten Zeiten und fühlte, daß ich Fleisch und Blut der vielen Väter und Mütter war, die einstens hier mit schwieliger Hand geschafft.

#### Meine Ahnen

Stampften im Acker und brachen die Schollen;  
Aus ihren harten Fäusten quollen  
Goldene Ähren in die Bahnen.  
Sie standen im Sommersonnenbrand  
Breitspurig auf heißem Land,  
Ließen die Sensen rauschen und klingen,  
Ließen die Garben sausen und schwingen,  
Stopften die Scheuer voll Sommersegen,  
Kein Kätzchen konnte sich drin regen. —  
Kerle waren's wie Eichenholz,  
Die harten Schädel voll Sachsenstolz,  
Die Herzen gepanzert, die Worte kurz,  
Im Zorne jäh wie Felsensturz.  
Aber sie standen fest in der Welt,  
Auf Du und Du mit Wald und Feld.

(Bernhard Fledes.)

Generation auf Generation haben sie ihren Beruf erfüllt, haben sie ihr Schicksal gelitten, und in jedem Jahrhundert haben sie mitgeschafft an der Volksgeschichte. Ja, ich fühlte den Hauch ihres Geistes und wurde mir bewußt, daß der, der im Gedächtnis seiner Lieben lebt, nicht tot ist; er ist nur fern. Tot nur ist, wer vergessen wird. Und Goethes Worte gewannen für mich erneut Bedeutung:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,  
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe  
Den Hörer unterhält und still sich freuend  
Ans Ende dieser schönen Kette sich geschlossen sieht.

Zwischen den Zeilen las ich auch, daß das Glück nicht immer bei meinen Vorfahren zu Hause war, sonst hätte nicht jener vor hundert Jahren seine Fesseln gesprengt und den angestammten Boden verlassen, um das Glück anderswo, jenseits des Großen Teiches, zu suchen. Ob er's gefunden, weiß ich nicht. Und der Tod war vor dreihundert Jahren, als die Pest grassierte, wohl grausamer als heute. Das Kirchenbuch berichtet, daß er drei Familienglieder, drei Brüder, zu gleicher Zeit dahinraffte und ihnen ein gemeinsames Grab bereitete.

Manchmal führt das Graben und Schürfen auch zu recht eigentümlichen Überraschungen und Enttäuschungen. Eines Tages fand ich in einem Dorfe der Haar, auf dem Schulthenofe zu Drüggelte, eine Truhe aus dem Jahre 1674. Sie trug u. a. die eisengeschmiedeten Anfangsbuchstaben E. L. Rein zufällig hatte ich mir Jahreszahl und Zeichen gemerkt. Sie traten mir plötzlich in Erinnerung, als ich einige Zeit später im Kopulationsbuch zu Enkhausen verzeichnet fand, daß „Jürgen Baanschulte ex Dreisborn“ im Jahre 1674 die „Elisabeth Linhoff ex Drüggelte“ gehehlicht und auf seinen Schulthenhof jenseits der Ruhr geholt habe.

Wahrscheinlichkeit nach gehörte also die Truhe, die später wohl den Weg zum elterlichen Hofe zurückgefunden hatte, zur Brautausstattung der Elisabeth Linhoff. Als ich bald darauf den Schulden zu Drüggelte wieder besuchte, spielte



Eingang zum Sauerländer Heimatmuseum  
in Arnsberg

mir die Tücke des Schicksals den Streich, daß die Truhe, die doch mehrere Menschenalter hindurch im Schatten der berühmten, altehrwürdigen Heiliggrab-Kapelle gestanden hatte, wenige Wochen vorher nach Frankfurt a. M. gewandert war.

Wohl dem, der die vielfältige Sprache der Heimat versteht und ihre Rätsel zu deuten weiß, sei es nach der erd-, geschichts- oder naturkundlichen Seite. Ihm schenkt die Heimat das Schönste, was ihre Schatzkammer an Herrlichkeiten zu bieten vermag. Für ihn ist es keine nutzlose und törichte Liebhaberei, übermooste Inschriften, verstaubte Akten und angefressene Urkunden der Vergessenheit zu entreißen und sie treulich den Enkeln und Nachfahren zu überliefern. Mühsam baut er Stein auf Stein, löst Rätsel um Rätsel und sucht den Ariadnefaden zu finden, der durch das Labyrinth von Sage und Geschichte führt. Und wenn er heim Graben und Schürfen unerwartet etwas Neues entdeckt, dann erfüllt ihn Freude und Stolz. Aber auch Ehrfurcht ergreift ihn, da er sich stets bewußt ist: Am Ende der Wissenschaft steht das Geheimnis, und hinter jedem gelösten Rätsel steht ein neues. Bescheiden bekennen wir mit Goethe: „Das Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben, das Unerforschliche aber zu verehren.“

Entdeckerfreuden sind wie Erfinderefreuden; sie sind unvergleichlich. Daher genießt der Forscher tiefere Freude als der, der das Ergebnis seiner Arbeiten,

die geschichtliche Erzählung, als Lektüre in sich aufnimmt. Doch jeder, der Interesse an der geschichtlichen Vergangenheit von Heimat und Familie besitzt, nimmt an seiner Freude teil. Dem heimat- und stammesbewußten Menschen verschafft die geschichtliche Lektüre viel Freude, Freude an Heimat und Volk; sie vermehrt die Liebe zur angestammten Scholle wie zum Vaterlande, stärkt das Heimatbewußtsein, führt von Mensch zu Mensch, und auch er weiß sich zugehörig zur lebendigen Menschenbrücke, die von der Vergangenheit in die Zukunft führt“.

## Heim

Und auch im alten Elternhause  
und auch am Abend keine Ruh?  
Sehnsüchtig hör ich dem Gebrause  
der hohen Pappeln draußen zu.  
Und höre sacht die Türe klinken,  
Mutter tritt mit der Lampe ein,  
und alle Sehnsüchte versinken,  
o Mutter, in dein Licht hinein.

R. Dehmel

## Von häuslichen Dingen

„Christi Leben durchdenken heißt u. a. den Dingen und der Natur, heißt dem Menschen auch in seinem Alltag begegnen; das Haus, Kleidung, Speise und Trank, Hunger und Durst, die Vögel und die Früchte des Feldes — all das ist von den Evangelien erfaßt. So ist denn auch die Kunst, indem sie Christi Menschwerdung darstellte, zu den häuslichen Dingen gelangt.

Besonders ist die deutsche Kunst erfüllt von der christlichen Grundtatsache, daß Gott „den Menschen gleich ward und im Äußern als ein Mensch erfunden wurde“ (Phil. 2, 7). Anders als die italienische Kunst, die mehr das Feierliche wahr, stellt sie auch die schlichtesten Dinge der Kinderstube eingehend dar. Waschzuber, Wiege und sogar Töpfchen finden sich in Grünewalds Bild der Menschwerdung, und den Perlen des Rosenkranzes, mit denen das Kind spielt, ist eine Feigenwurzel für das Zahnen eingereiht. Und all das geschieht auf einem Bild, auf dem sich der Himmel öffnet und Fluten von Engeln entläßt. So zeigt sich hier die Reichweite des deutschen Wesens, das den Alltag wie das Mysterium umfaßt und zusammenzusehen vermag.

Ein schlichter häuslicher Sinn durchwaltet die sorgsame Aufzählung der Dinge um Mutter und Kind. Er entfaltet sich weiter in der Schilderung des deutschen Hauses, dessen Zauber die christliche Kunst zuerst entdeckt hat. Das Diözesanmuseum in Köln besitzt aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein Madonnenbild von ausgesprochenem Heimcharakter. Mit deutscher Gründlichkeit sind all die kleinen Geräte des Hauses dargestellt, die glänzenden und die stumpfen, die durchsichtigen und die matt schimmernden: Handtuch und Waschgefäß, Teller und Becher, Behälter und schwelende Kerze. Der Ruhe des Heimes entsprechen die ruhige Landschaft, die man durch die Fenster erblickt, und die ruhige, symmetrische Anordnung der Fenster. Voll Ruhe und Stille ist schließlich die Tätigkeit, die das Bild schildert: das Lesen. Mutter und Kind lesen in einem geistlichen Buche, und die Blickrichtung von Mutter und Kind, die Linie des roten Umhangs und die von den Händen ausgehenden Fluchtlinien zielen auf das Buch, das kompositionell beherrschendes Sinnbild der stillen Betrachtung ist. Die deutsche Liebe zum Heim hat dieses Werk geschaffen. „Heim“, „heimelig“ — Worte gleichen Sinnes und gleicher Stimmung kennt keine romanische Sprache und keine romanische Kunst hat Innenräume so „heimeliger“ Art aufzuweisen.

Italienische Kunst ist viel mehr von der Pracht der Halle und des Palastes als von dem bergenden Schweigen des durchseelten Zimmers erfüllt. Deutscher Häuslichkeit entspricht nicht das italienische Haus.

Dürers „Hieronymus im Gehäus“ zeigt, wie die deutsche Kunst schließlich alle hohe Dinglichkeit überwindet, wie sie auch das Haus als Organismus und den Menschen als Glied des Organismus auffaßt.

Das so liebevoll geschilderte deutsche Haus ist in der Kunst die Stätte, an der sich das Ethos der Arbeit und der sorgenden Liebe entfaltet.

Christlich-deutsche Kunst bejaht die edle Rasse und bejaht weibliche, frauliche Schönheit. — In christlicher Kunst sind auch westfälische Menschen dargestellt, bäuerlich zähflüssigen Blutes und voller Erdhaftigkeit. Westfälischer Plastik ist alles Glänzende und Zugespitzte fremd, alles Erhobensein und sich Erhobenfühlen, aber zu eigen sind ihr Treue und Beständigkeit, jenes festgewurzelt und breit Ruhende, das westfälische Höfe haben. . . .

Deutsche Kunst bejaht auch das Stammliche, eine ausgesprochene Heimatgesinnung.“

Aus Lützeler: „Die christliche Kunst Deutschlands“. Verlag der Buchgemeinde Bonn. Jrgs.

## Was Pflicht für uns bedeutet

„Unter dem Bestreben, aus Pflicht zu handeln, auch wenn sie nicht viel Freude bringt, auch wenn sie als eine sehr kleine Pflicht erscheint, wenn sie nur Pflicht ist, reift man zum Manne, unter Verleugnung der Wünsche, unter Entsagung und Überwindung des selbstsüchtigen Teiles unseres Wesens, dem es nur immer recht bequem und wohl sein soll; unter stillem Harren, bis ein größerer Wirkungskreis sich auftut, und unter der Überzeugung, daß es auch eine Größe sei, seine Kräfte auf einen engen Wirkungskreis einzuschränken, wenn Gutes dabei herauskommt und kein größerer Wirkungskreis sich auftut, unter einer Ruhe, die keine Schwachheit der Menschen empört und kein eitler Prunk derselben, keine falsche Größe, keine vermeintliche Verdemütigung in Verwirrung setzt, die nur durch Schmerzen oder Freude über das Wohl oder Wehe der Menschheit, nur durch das Gefühl eigener Unvollkommenheit unterbrochen wird, reift man zum Manne.“  
Friedrich Hölderlin 1794

„Wahres Frauentum fordert eine harmonische Spannungseinheit von Selbstbewahrung und Selbsthingabe. Sie wird dort am reinsten gegeben sein, wo die Liebe in ihrem Vollsinne als heilige Bindung an Gott und Welt Ausgang und Ziel ist. Um der Liebe willen bewahrt sich die Frau, um der Liebe willen verschwendet sie sich, je nachdem Bewahren oder Verschwenden der Erfüllung ihres heiligsten Lebensdienstes entspricht . . .“

Es gibt nicht nur streitbare Jungfrauen, es gibt auch zänkische Frauen und friedlose Mütter. Das kann nicht wundernehmen in einer Welt zerstörter Ordnungen. Wenn die Reinheit der Hingabe fehlt, ist die Einheit der Liebe zerrissen und auch der Friede verloren. Es gibt zudem so viel verkümmertes Muttertum, dessen Wurzel nicht mehr nach der Tiefe geht, so daß es die Allverbundenheit verloren hat. Die Frau fühlt sich nicht mehr Mutter an der Gesamtheit des Lebens und nicht mehr verantwortlich für alles, was nach Hilfe ruft . . .“

Je mehr eine Frau wahrhaft Mutter ist, desto mehr wirkt sie nicht nur eigene, sondern Gottes Güte in die Welt; je besser sie dem Leben dient, desto mehr dient sie mit an Gottes eigenem heiligen Lebensdienst, denn er ist ja der ‚erste Dienstuende an aller Kreatur.‘“

(Oda Schneider in „Die Macht der Frau.“)

„Ich frage, wie kommt es, daß es so schwer ist, im Chorgesang die zweite Stimme zu halten? ‚Weil man immer in die Melodie des anderen fällt.‘ So ist es auch beim Wortwechsel. Der eine steckt den anderen an. Der eine fällt in die Tonart des anderen. Christentum heißt, die eigene Stimme halten, was immer auch der andere tut.“  
Fr. W. Förster, „Ewiges Licht und menschliche Finsternis“.

„Du arbeitest für das Ganze, du schaffst für das Kommende. Lohn suche nie, denn ohnehin ist dein Lohn schon hier auf Erden groß: die Freudigkeit im Geiste, die nur der Gerechte erlangt . . .“

Gute Menschen warten nicht darauf, daß ihnen vorher etwas Gutes getan werde; sie lieben auch unaufgefordert denen zu helfen, die dessen bedürfen.“  
(Dostojewski)

„Der Mensch muß 65 Muskeln bewegen, um ein griesgrämiges Gesicht zu machen, aber nur 13 Muskeln, um zu lächeln; warum strapazierst du dich also unnötigerweise?“  
Inscription in einer Schule.

Es gibt gewiß auch so viele Gefahren, vor denen die Eltern ihre Kinder schützen müssen; aber in neuester Zeit kommt aus Amerika eine ganz besonders gefährliche, eine Geschäftsmethode, die in den USA monatlich ca. 70 Millionen Exemplare von Bilder-„Lese“-Heften vertreibt, so daß dort 80 bis 90 % aller Jugendlichen von sechs Jahren aufwärts jeden zweiten Tag ein neues Heft dieser Art lesen. Und dreiviertel aller größeren Verbrechen in USA werden von Jugendlichen von 14 bis 18 Jahren begangen. (Rhein. Merkur, 6. 12. 53.) Und das fängt seit Längerem auch schon bei uns an. Diese höchst bedenklichen Hefte dringen auch schon in die Wartezimmer bei uns ein, ganz abgesehen von dem gemeinsamen Anschauen, „Lesen“ und dem Weitergeben, wie es nicht nur für die Lehrer zu beobachten ist. Ich beobachtete kürzlich in einem Wartezimmer zwei mir bekannte Jungen, die die Köpfe gemeinsam in ein Heft steckten, eine „Illustrierte“, die auch ein Jugendheft mit sich bringt. Der Zweck dieses Heftes ist doch geschäftlich wohl kein anderer, als die Jugend auf die betreffende Illustrierte für Erwachsene langsam hinzuführen. Diese beiden Jungen hatten sich ein solches Heft für die Erwachsenen herausgeholt, nachdem sie das Jugendheft durchgesehen hatten. Als ich ihnen eine andere Illustrierte reichte und sagte, sie möchten sich die darin stehenden Bilder lieber ansehen, bekamen beide einen roten Kopf. Was innerlich vorgegangen war, weiß ich natürlich nicht. Aber es wird kaum etwas Erziehliches gewesen sein.

Die erwähnte technische Überschwemmung der Jugend, nun auch in Europa und unserer Heimat, mit niedrigem Anreiz ist nicht nur in der Erscheinungsform mit der Illustrierten verwandt, von der es nur wenige gibt, die aus menschlicher, zumal christlicher Sicht einwandfrei wären. Schon die Gewohnheit nur oder überwiegend aus Bildern zu „lesen“, versetzt die Tätigkeit des Intellektes in das Kindesalter zurück, wirkt aber auf die Sinne und die Phantasie weit anders und heftiger ein als Lesen, bei dem man sich doch irgendwie selbsttätig geistig anstrengen muß. Es verdummt und verwirrt also. Und das nun noch in solcher Form, mit solchen Inhalten, in solcher Massenproduktion und mit solchem Anreiz auf unsere Heranwachsenden. Es ist kein Zufall, daß ein 18jähriger kürzlich den Vater erschlug und die Mutter schwer verletzte, daß ein 14jähriger Junge einen 5jährigen mit sich lockte und erhängte, um, wie er sagte, zu sehen, wie das Sterben in dieser Art vor sich gehe. Nicht Zufall, denn der Junge hatte es in einem Wildwestbilderheft genau so geschildert gesehen. Oder wenn eine Mutter klagen muß: „Mein Junge stiehlt, seitdem er das erste Wildwestheft gelesen hat“. Oder wenn nach Zeitungsberichten 12- bis 14jährige Jungen durch Diebstahl täglich 50,— DM „verdienen“. Oder wenn 13- bis 14jährige Droh- und Erpresserbriefe schreiben.

So ziemlich alle Eltern, und manche mit recht, werden sagen: Unsere Kinder sind gut geartet, und wir achten auf sie. Aber die Schrift sagt: „Der ist ein weiser Mann, der sein eigenes Kind kennt“. Und heute, in dieser Zeit, in der die satanische Geldmacherei auch in den Kindern nur einen Ausbeutungsgegenstand sieht, heißt es immer wieder mißtrauen. Nicht den Kindern, aber all dem, was von amerikanischen Methoden auch bei uns an sie herangebracht wird. Die Eltern können gar nicht genug vorsichtig und umsichtig sein.

(Vergl. auch: „Gefährliche Bilderbücher in Schultaschen.“ „Ruf ins Volk,“ 1953, Nr. 7, und: Elly Steinmann: „Wir lesen über die Schulter mit,“ in „Frau und Frieden,“ 1953, Nr. 11.)

## Sift auß der Fremde

„Die Amerikanisierung . . . macht in Deutschland überaus große Fortschritte. Der unkritische ‚Import‘ von Lebensgewohnheiten, Genußmitteln, kosmetischer Aufmachung, Modetorheiten, Filmen und Lesestoffen nimmt solche Ausmaße an, daß der einstmals berühmten deutschen Lebensart bald bis ins letzte Dorf der Garaus gemacht sein wird.“

(„Ruf ins Volk, Monatsschrift für Volksgesundung und Jugendschutz.“ 1953 Nr. 7.)

## Der Mensch steht im Mittelpunkt der Heimatpflege?

Heißt es etwa, der Mensch sei Mittelpunkt der Heimatsache, insofern er mit seiner Überlieferung, Geschichte und Eigenart Gegenstand der Heimatforschung sei? Oder soll es nur heißen, er sei Mittelpunkt als Empfänger von heimatkundlichen Werten, sofern für ihn seine Natur, Landschaft, Geschichte usw. dargestellt werden? Oder soll es heißen, er sei Mittelpunkt, insofern für ihn die Heimatkunde nutzbar gemacht werden könne, damit er sich besser in der Heimat zurechtfinden lerne?

Alles das sind Dinge, die nicht außerhalb der Heimatpflege liegen, aber wenn der Mensch in dieser Weise im Mittelpunkt der Heimatkunde steht, so ist das eine Selbstverständlichkeit, ohne die sich niemand mit der Heimat zu beschäftigen hätte und über die man kein Wort verlieren braucht.

Oder ist der Mensch nur der Mittelpunkt der Heimatpflege, daß er die Landschaft richtig gestalten und pflegen lerne, die Sitten und Gebräuche erhalte, wo und wie immer sie sind, und sich dem Neuen öffne? Diese Art von Heimatpflege ist relativ wichtig, aber sie ist nicht wegen dessen da, was den Menschen letztlich ausmacht, wegen seiner sittlichen Persönlichkeit.

Der Mensch steht im Mittelpunkt der Heimatpflege heißt: In allem, was aus der Heimat und für die Heimat an Kenntnis und Anregung vermittelt wird, ist das Ziel die **Entwicklung und Entfaltung der einzelnen Menschen der Heimat und ihrer sittlichen Verbundenheit mit Familie, Natur, Landschaft, Geschichte, Sitte und Brauchtum**, in einer Verbundenheit aus letztlich religiöser Sicht in **Landschaft und Volkstum als den in Gottes natürlichem Sittengesetz gegründeten tragenden Kräften allen gesunden Menschentums**, das sich in den gottgewollten verschiedenen Heimaten zur Einheit des naturhaften gottgewollten Menschentums zusammenschließt.

In diese Heimatpflege ist also immer eingeschlossen die natürliche religiöse Erkenntnis des Schöpfers aus seinen Werken und die menschliche Liebe zu ihm um seiner Werke und um der eigenen Daseinsgesetze willen. In christliche Heimatpflege ist auch eingeschlossen die übernatürliche Erkenntnis und Liebe zu Gott aus dem Glauben unserer Väter und das ehrliche sittliche Streben, aus diesem Glauben heraus das eigene Leben und die Gemeinschaft zu gestalten.

Gewiß sind die Dinge unserer heimischen Natur hohe Werte, die Kenntnis unserer Natur ist ein großer Wert, noch mehr unser Volkstum und das Wissen um dieses. Um dieses Volkstums willen sind ja die Werte der Natur da. Aber weit höher ist der Wert, um dessentwillen auch das Volkstum da ist, der Wert der sittlich freien und eben dadurch Gott ebenbildlichen Menschenseele, um derentwillen alle anderen natürlichen Werte da sind. Diese Werte aber: der Mensch selber, seine erste Zucht und Weisung, seine erste Lebenserfahrung und Lebensrichtung, sein erstes Erkennen und Deuten der Welt, seine erste geistige und sittliche Verbindung über Natur und Menschen hinaus mit Gott, kommen aus der Familie und weiten sich in der gegenseitigen Berührung von Familien und ihren naturhaften Umgebungen, in der Heimat.

Das also, der Mensch in der Heimat, d. h. aus der Familie, in der Familie und wieder für die Familie, eben der heimatliche Mensch, ist der Mittelpunkt jeder vernunftgemäßen, erst recht jeder christlichen Heimatpflege. Und zu dieser Pflege gehört wesentlich die Abweisung, sei es kämpfende oder mit Stillschweigen übergehende Abweisung von allem, was dieses Menschentum in Familie und Heimat stört. Dieser Heimatgedanke ist Kerngedanke, dem alle heimatliche Betätigung zu dienen hat. Und das ist der Grundgedanke des alten Sauerländer Heimatbundes, wie ihn Franz Hoffmeister und seine Freunde aus der Erfahrung des ersten Weltkrieges und der Besinnung auf wahres deutsches Menschentum gründeten und trotz vieler Anfeindungen durchhielten bis zur Katastrophe von 1933.

## Von Haltung und Gebet

(Im Anschluß an eine Besprechung des Buches von Hermann Krings: „Der Mensch vor Gott“.)

Es wird wohl keinem hier der Gedanke kommen, daß diese beiden Dinge mit christlicher Ehe und Familie nichts zu tun hätten. Er müßte sich sonst sehr weit von alldem entfernt haben, um nicht mehr zu verstehen, daß alle christliche Haltung letztlich Gebet und Gebet notwendig innere Haltung ist; nämlich vor Gott, dadurch vor uns selber in unserem tiefsten Wesen, damit vor Ehepartner und Familie und vor der ganzen Menschheit und Schöpfung. Haltungsvolles Gebet und Gebetshaltung sind die Ausrichtung alles Menschlichen auf sein Letztes und Wesentliches. Und darum gehört das, was hier in ein paar Bruchstücken folgt, ausdrücklich in unser Familienheft.

Aufklärung und Romantik haben den modernen Menschen ein Beten gelehrt, bei dem es wesentlich auf das Gefühl und den sittlichen Akt anzukommen scheint. Das Beten der Kirche, des Alten wie des Neuen Bundes, ist anders geartet: nicht ein gelegentliches, wenn auch durch Gewohnheit und Vorschrift geregeltes, „Sich-erheben zu Gott“, sondern ein Durchdrungensein mit dem ganzen Leben von Gottes Gegenwart. Das Daseinsbewußtsein selber, vor Gott gestellt, wird so zum Beten und erfüllt die Forderung: „Betet allezeit!“ Dieses Beten ist wie das religiöse Daseinsbewußtsein selber ein Bekenntnis der Verlorenheit ohne Gott und vor Gott, ein Vertrauensbekenntnis zu Gottes Führung inmitten des Irrtums und der Fehlgänge durch die menschliche Lebenswüste. Es ist also eine entschlossene Hinwendung auf Gott zu, die Anerkennung Gottes als eben Gottes und des Menschen als eines Nichts vor Ihm, nicht ein „Sich-erheben“ zu Gott — das kann der Mensch nicht aus sich —, sondern ein „Sich-vor-Gott-Hinstellen, besser noch: ein „Von-ferne-Stehen“ wie das des Zöllners, echte Anbetung des sündhaften Menschen. Dazu genügt nicht, „Herz und Sinn“ auf Gott zu richten, sondern den ganzen Menschen, „aus ganzem Herzen, ganzem Gemüte und aus allen Kräften“, auch, und nicht zuletzt, denen des Berufes, des Erwerbes, der Geselligkeit, der politischen und wirtschaftlichen Befähigung usw. Aus diesem Beten kommt dem Menschen die Erhebung, auf Gottes stillen, aber immer bestehenden Anruf des Menschen Gegen- und Hilferuf. Und damit kommt ihm der Trost, der ihn befähigt, im Leben und in der Erfüllung seiner Aufgaben durchzuhalten. Dieses Beten gibt die Kraft zum geistigen Existieren inmitten der Naturgesetzmäßigkeit des Körperlichen und seiner Gefahr. Es gibt damit die Daseinsfreude aus dem Geiste, die ganz anders ist als der sogenannte „Lebensgenuß“. Es gibt die Kraft zur freudigen oder wenigstens bereitwilligen Stellungnahme für Gott und Seine Sache, für die geistig-sittliche Welt und Weltordnung. Im echten Beten, wie es die Psalmen — aber auch zahlreiche Gebete aus anderen Religionen — lehren, wird dem Menschen Gott zur lebendigen Wirklichkeit und in der Sprache und ihren Bildern bewußt. Aber dieses Erlebnis des Betens ist nicht eine „Entrückung aus der Geschichte“ und der Wirklichkeit der Welt der Dinge und der Menschen, sondern eine Erkenntnis und Kraft an der Stelle und in dem Jetzt, in welchem der betende Mensch sein irdisches geschichtliches Leben lebt, eine „Kraft aus der Höhe“, die ihm seine Aufgabe vor Augen stellt und ihn befähigt, sie menschlich, seinem geistigen Wesen gemäß, zu erfüllen. Beten lehrt also: aus dem Stehen vor Gott sich als Menschen verstehen.

Gebet ist also nicht eine Sache bloßen gemüthhaften Gehobenseins. Wie das Leben nicht ohne seelische Bedrückung ist, so gibt es auch das „Gebet in Tränen“, in der Verlassenheit, vor allem angesichts der Sünde, eine Verlassenheit, die zum Suchen nach Gott führt: „Wie der Hirsch nach der Wasserquelle . . .“ Der Beter erfährt, daß sein Dasein nur von Gott gehalten wird, und überläßt sich Ihm vertrauend. Und aus diesem Vertrauen erwächst auch die Überwindung der Angst, die ja zum Erbe des Menschseins gehört und die letztlich

und in Wahrheit Angst vor der Sünde und ihren Folgen ist. „Mehr und mehr wasche von mir ab meine Ungerechtigkeit, und von meiner Sünde reinige mich“. Im Vertrauen auf den den Menschen und die Menschheit ganz umfangenden Gott und aus der Gebetserfahrung Seiner Hilfe in der Angst der Sünde erwächst die Freude. „Gib mir wieder die Freude Deines Heiles“. In dieser Freude der Gotteserfahrung wird der religiöse Mensch zum Ratgeber, Helfer und Wegweiser für andere. „Mit dem Geiste des Führertums mache mich stark!“

„Das ‚Vater unser‘ ist ein für allemal das beste Gebet, denn du weißt, wer es gemacht hat. Aber kein Mensch auf Gottes Erdboden kann's so nachbeten, wie der es gemeint hat; wir krüppeln es nur von ferne, einer noch immer armseliger als der andere. Das schadet aber nicht, wenn wir's nur gut meinen; der liebe Gott muß so immer das Beste tun, und der weiß, wie's sein soll. Weil du's verlangst, will ich dir aufrichtig sagen, wie ich's mit dem ‚Vater unser‘ mache. Ich möchte mich gerne eines Besseren belehren lassen.

Sieh, wenn ich beten will, so denke ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gerne geben möchte. Und dann stelle ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor; und alle Menschen in Europa, Asien, Afrika und Amerika sind dann in meinen Gedanken meine Brüder und Schwestern; und Gott sitzt im Himmel auf einem goldenen Stuhl und hat seine rechte Hand übers Meer und bis ans Ende der Welt ausgestreckt, und seine Linke voll Heil und Gutes, und die Bergspitzen umher rauchen — und denn fang ich an: Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiligt werde dein Name.“

(Aus einem Briefe von Matthias Claudius.)

## Von vernunftgemäßer Ernährung

„Wir sind zwar zivilisatorisch auf der Höhe, aber biologisch sind wir trotz der ärztlichen Kunst abgesunken, weil wir eben von der Natur uns entfernt haben, weil wir insbesondere Speisen essen, die mit Giften angefüllt sind. Darüber lächeln zwar viele, aber die moderne physiologische Chemie und Physik haben es doch ans Licht gebracht, daß unvorstellbar geringe Spuren von Elementen und Verbindungen in der Lage sind, das Schicksal eines Lebewesens zu bestimmen. Dabei ist der Mensch in ganz hervorragender Weise in der Lage, die Angriffe auf ihn auszugleichen und abzuwehren. Oft dauert der Kampf der vegetativen Lebenskräfte Jahrzehnte, bis diese Kräfte unterliegen. Dann allerdings kommt der Zusammenbruch schnell, wie zum Beispiel beim Krebs. Darum bricht er ja auch erst meist bei älteren Menschen nach Überschreitung des vierzigsten Lebensjahres aus, nachdem eben die Summe der Reize die Schwelle erreicht hat, welche die Krebswucherung der Zelle ermöglicht. Dann ist es allerdings meist zu spät. Darum muß dafür gesorgt werden, daß diese Schwelle nicht erreicht wird.

Wie aber kann das geschehen? Indem wir eine wirklich gesunde, natürliche Nahrung zu uns nehmen, keine durch Spuren vergiftete, also möglichst keine Konserven, kein gespritztes Obst, kein totes Fett, sondern lebendige, von der Pflanze gelieferte, kalt geschlagene Öle, die nicht durch eine falsche Zubereitung und Überhitzung zerstört sind. Es ist sonderbar, daß die Wissenschaft bis heute noch nicht im großen Stile hat aufklären können über eine wahrhaftig gute Ernährung. Der Grund ist derselbe, warum sie uns noch immer nicht sagt, wie man wirklich gesund wohnt. Auch die Männer der Wissenschaft sind Menschen und unterliegen den Einflüssen des Bösen. Auch auf dem Gebiete der Ernährung des Menschen geht es um den Verdienst, um eine falsche Rentabilität. Wenn man ein Stück Geld verdienen kann, drückt man gern beide Augen zu. Aber auch hier spielt die Dummheit eine große Rolle. Die Menschen sind meist dümmer als schlecht!

Aber wir, die wir davon wissen, uns fehlt oft die Willensstärke, so wie dem Trinker und dem Raucher, die nicht mehr lassen können von dem, was sie in den vorzeitigen Tod führt.“

(Nikolaus Ehlen in „Lotsenrufe.“)

# Siedlung

In der April-Nummer 1953 seiner „Lotsenrufe“ schreibt der „Siedlervater“ N. Ehlen: „Jetzt läßt sich noch ein vielleicht letzter Versuch machen, Europa zu retten“, indem alle die Forderungen von Paul Lücke im Bundestag nach dem Familienheimgesetz, dem Bodenbeschaffungsgesetz und dem Bodenbewertungsgesetz mit allen Mitteln unterstützen: „Die Jugend im heiratsfähigen Alter, die Junge Mannschaft, die Familienbuche, die Kolpingsfamilie, die katholischen Arbeitervereine, die Jungmädchenbünde, die Frauenvereine, aber auch die Unternehmerverbände und nicht zuletzt die Gewerkschaften und Siedlerverbände müßten sich jetzt tapfer einschalten, damit endlich dem Menschen und der Familie Gerechtigkeit zuteil wird... Es hat wirklich keinen besonderen Sinn, die sogenannten kulturellen Dinge in den Vordergrund zu rücken, so sehr wir sie für die Erfüllung und Erhöhung des Lebens schätzen... Jetzt gilt es, die Grundlagen des Lebens neu zu legen und jene Ordnung zu schaffen, auf der sich das höhere Leben aufbaut und unsere Zukunft neu beginnt... Darum müßten auch gerade die Vertreter der Kultur und insbesondere der Kirche ihre ganze Macht einsetzen... Alle Geistlichen müßten jetzt auf den Kanzeln darauf hinweisen, damit endlich auch die Grundlage einer gesunden und echten Seelsorge gelegt wird... Die Hoffnung, daß man eine entsprechende Politik machen wird, ist sehr gering... Helft eine kurze Zeit lang die Grundlagen des Lebens erkämpfen, bevor es endgültig zu spät ist.“ — Ehlen wendet sich scharf gegen das Halb und Halb des Gutachtens des Wohnungswirtschaftlichen Beirates beim Bundesministerium für Wohnungsbau: Sie seien gar nicht von der Wirklichkeit des Lebens ausgegangen. „Wie wenig Ahnung man wirklich hat, erweist sich daraus, daß mit keinem Wort auf den Garten eingegangen ist. Er gehört notwendig zur biologischen Seite der „familiengerechten Wohnung“. (Diese Bezeichnung anstelle „familiengerechtes Heim“ ist schon charakteristisch für die Halbheit des Gutachtens. D. Schriftl.)... Wohnung sieht ab von Eigentum und Garten; das sind aber Merkmale, welche eine Behausung erst familiengerecht machen. Daß das heute nicht mehr gesehen wird, und zwar auch von Männern innerhalb der Kirche... ist ein Zeichen hoffnungsloser Verwirrung.“ Ehlen weist zuletzt auf eine ideale Siedlung des Möbelfabrikanten Karl Kübel im Bayrischen Wald hin: „Aber wohlgemerkt: die Planung kommt nicht aus dem Gedanken, ein neues Werk zu bauen, sondern aus dem Willen, den Menschen zu helfen.“

## Auß dem Brief eines Siedlers

„Am 19. September konnte ich daran denken, in meinem Heim unser geplantes Familientreffen mit den Bochumer Freunden zu halten. Es war wirklich ein schöner und fröhlicher Abend mit über 20 Personen, der allen sehr gut gefallen hat. Es wurde viel gesungen, frohe und heitere Lieder, Scherze und Witze wurden zum besten gegeben. Alle wurden in eine harmlose Stimmung gebracht, und mit viel Humor wurden die Lachmuskeln in dauernde Tätigkeit. — Die Nachbarn glaubten, es sei oder würde wohl viel Alkohol getrunken. Aber nein, kein Tropfen, wohl schwarzer Tee. Für alle war es eine Entspannung und Kraftquelle für den Alltag. Man braucht hin und wieder ein ungezwungenes und gelockertes Treffen im Freundeskreis.“

Seit 1924 kenne ich meinen Freund Josef, der nun nach fast 30 Jahren seinen Wunsch, „ein Eigenheim“, verwirklicht sieht. Freilich ging es nicht ohne Opfer usw. Aber es lohnt, für ein solches Ziel zu streben, zu sparen, auch Verzicht zu leisten auf lebensunwichtige Dinge. (Es sei hier kurz erinnert an die Tagung gegen Suchtgefahren in Werl/Hamm im Oktober dieses Jahres. Erschreckende Zahlen und Tatsachen, ernste und wohlgemeinte Mahnungen und Warnrufe an Jugend und Volk, an weltliche und geistliche Obrigkeit sind dort genannt. Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß auch im kurkölnischen Sauerland der Ruf der Stunde erkannt wird,) denn „Zuchtvolle Jugend gewinnt das Leben“.

F. J.

## Von Staat, Kirche, Familie und Gewissen

Von der Tatsache ausgehend, daß der moderne Staat durch die Übernahme nicht nur der Armen-, Alters- und Krankenpflege, sondern auch der Seelenführung und Erziehung das Arbeitsgebiet der Kirche immer mehr einschränkt und anscheinend überflüssig mache, gleichwohl aber die Kirche nicht berechtigt sei, hier eine Monopolstellung zu verlangen, führt Bischof Eivind Berggrav, Oslo, in „Universitas“ 1952, Heft 9, aus, daß dieser moderne Staat zwar keine religiöse Anbetung im üblichen Sinne verlange. Aber „der Staat als solcher genügt, über ihn hinaus brauchen die Menschen keine ‚Vorsehung‘. Der moderne, sich zu seiner Vollreife entwickelnde Staat steht im Begriff, Gott dadurch zu ersetzen, daß dieser und der Glaube an ihn durch Wohlfahrt überflüssig werden.“ Der Bischof fährt fort: „Ich kann nicht anders, als zu erklären, daß uns hier ein gigantischer Kampf bevorsteht . . . was sich jetzt offenbar herauszubilden scheint, ist eine Staatsauffassung, nach welcher der Staat sich anmaßt, etwas anderes, ja mehr zu sein, als er sein darf und sein kann. Die neue Staatshybris, auch im demokratischen Gewande, ist gotteslästerlich.“

Besteht nicht die große Gefahr, daß die Kirche, wie sie es schon sooft im Laufe der Geschichte gegenüber anderen Staatsformen getan hat, heute im Begriffe steht, sich dem modernen Staate — und hier ist kein Wesensunterschied zwischen östlicher und westlicher Färbung — in die Hand zu geben? Und haben wir hier nicht auch als christliche Staatsbürger Verpflichtungen? Und können diese darin bestehen, daß wir nicht unserem eigenen Suchen und Gewissen, sondern fremden „Führungen“ vertrauen?

---

„Die Organisation eines durch Technik, Maschine, Verkehr, Industrie und Produktion mechanisierten Lebens steuert auf die vollkommene Übermachtung des Menschen durch anonyme, unmenschliche Gewalten hin. Nichts jedoch ist so furchtbar wie die Bedrohung durch die Mächte des Staates.“

Aus einem Aufsatz über Ernst Jünger in „Orientierung“, 1952 Nr. 11.

---

„Der erste und wichtigste Frauenberuf ist die Vervollkommnung in der Liebe. — Liebe ist das wahre Werk der Frau, ihr Dienst für die Einigung der Menschenkräfte; ohne das geheiligte Herdfeuer ganz persönlicher Liebe kleibt der Staat nichts als ein menschlicher Ameisenhaufen. — Darum brauchen wir mehr als je Frauenseelen, in denen Liebe und Güte mehr sind als eine bloße Anwandlung und Halbheit, Seelen, die gleichsam einen gotischen Stil in ihr Lieben tragen; ihn mit Ausdauer und Hellsichtigkeit das Alltägliche dienstbar machen und dadurch den Himmel auf die Erde herniederbringen. — Dazu ist aber viel Selbsterkenntnis und Selbsterziehung notwendig.“ (Fr. Wilh. Förster)

---

„Es ist nichts wahrhaft Reelles, Dauerndes, Unvergängliches an mir als diese beiden Stücke: die Stimme meines Gewissens und mein freier Gehorsam.“  
Fichte.

---

Von 50 Millionen Briten besuchen nur 5 Millionen die Kirche, obwohl von den 45 Millionen nur ein kleiner Bruchteil gottfeindlich ist. Wie mag das kommen? Und wie steht es damit in Deutschland heute und später?

# Die Heiligen Drei Könige

Diözesan-Patrone des kurkölnischen Sauerlandes \*)

Die Reliquien der Heiligen Drei Könige, die von 1794—1803 nicht im Kölner Dom weilten, sondern in der Abteikirche des Klosters Wedinghausen Aufnahme gefunden hatten, wurden am 11. Dezember 1803 von einer Kommission kölnischer Geistlicher heimlich zurückgeholt. Am ersten Abend erreichten sie über Herdringen kommend die Stadt Balve. Darüber liest man im Bericht des Chronisten: „Viele kehrten im Hause des Bürgermeisters Glasmacher ein und begehrten einen nächst bei unserem Schlafzimmer gelegenen Ort, wo wir eine unserer Obhut anvertraute Kiste, die wir nicht auf der Karre lassen durften, hinsetzen konnten. Zu diesem Ende wurde uns das beste Zimmer, der auf dem zweiten Stock gelegene Saal, angewiesen. Wir hatten dem Fuhrmann sowohl als auch dem Kutscher anempfohlen, nirgendwo zu sagen, daß wir die Reliquie der Hl. Drei Könige mit uns führten. Doch wurde dies in Balve bald nach unserer Ankunft durch einen von Arnsberg gekommenen Reisenden ruchbar. Denn nachdem wir unsere priesterlichen Tageszeiten vor den heiligen Gebeinen abgemacht hatten und, um uns etwas zu erwärmen, hinunter gestiegen waren, fragte uns Herr Glasmacher insgeheim, ob dem so sei, ob wir die Gebeine der Heiligen Drei Könige hätten. Da wir es nicht verneinen konnten, empfahlen wir ihm das größte Stillschweigen. Dieser aber, in Freudentränen ausbrechend, sagte wie Zachäus: „Heute ist diesem Haus Heil widerfahren,“ und er begehrte für sich und seine Familie die Erlaubnis, vor den heiligen Reliquien ihr Gebet zu verrichten. Er ließ auf der Stelle den Saal, worauf die heiligen Reliquien standen, erleuchten, und nicht ohne innigst gerührt zu werden, konnte man ansehen, mit welcher heiligen Ehrerbietung, mit welcher Inbrunst und Andacht nicht nur diese fromme Familie sondern auch die anderen Einwohner von Balve, denen die Sache nun auch bald wie ein Lauffeuer kund wurde, bis in die späte Nacht vor den heiligen Reliquien auf der Erde liegend beteten, die wir nachher, um etwas auszuruhen, nach Hause schicken mußten. Ob wir gleich dem inständigen Begehren der Obrigkeit, das die Bürgerschaft die heiligen Reliquien bis an den nächsten Ort begleiten möchte, nicht willfahren konnten, so fing es doch, als die heiligen Reliquien des anderen Morgens auf die Karre gebracht wurden, in der Kapelle alsbald zu läuten und in der Pfarrkirche mit Glocken zu bairn an, welches solange fort dauerte, als die Karre gesehen werden konnte. Die Straßen, wodurch die heiligen Reliquien gefahren wurden, waren mit Leuten besetzt, die denselben alle Ehrfurcht bezeugten.“

Über den „alten kölnischen Weg“ über Hachen, Hövel, Balve, Küntrop, Werhdohl, Lüdenscheid erreichte die Kommission glücklich wieder die Heimat.

Magdalene Padberg.

---

\*) Auch Reliquien sind „Staub vom Staube“. Ihre Verehrung gilt der Beziehung der betr. Personen zu Christus. Die „Echtheit“ spielt dabei keine entscheidende Rolle. Hier gilt sie den drei Repräsentanten der „Völker“, nach der Legende der drei damals bekannten Rassen, die dem neugeborenen Messias huldigten.

---

Vertrauende Folgsamkeit des Kindes, liebendes Wissen um das Kind, darauf wächst die Seele des wertvollen Menschen:

„Dann zog Er mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war in ihnen untertan. Seine Mutter bewahrte alle diese Dinge in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit, an Alter und an Wohlgefallen vor Gott und den Menschen.“ (Lukas 2, 51, 52.)

---

„Nur den Betern kann es noch gelingen . . .“ (Reinh. Schneider)

## Von Büchern im Hause

Es gibt Bücher, die unter allen Umständen ins Haus gehören, solche auch, die unter keinen Umständen hineingehören und endlich solche, die man vorsichtig auswählt, um sie im Hause bewahren zu können.

In jedes Haus gehören Bücher, die notwendig sind, um den Sinn unseres Lebens und den Weg zu zeigen, wie wir diesen Sinn zu erfüllen haben. Es müssen nicht viele sein, aber sie müssen klar, verständlich, eindeutig sein. Das Buch, das so in jedes Haus gehört, ist die Heilige Schrift. Andere muß man nach dem Bedürfnis der Familienglieder auswählen oder, sofern man dazu selber nicht in der Lage ist, durch kundige und vertrauenswürdige Leute auswählen lassen, etwa durch den Vikar oder Lehrer oder die Lehrerin. Und man muß das nicht auf einmal und für einmal, sondern in Abschnitten und wiederholt lesen, und, sofern es die Frau oder den Mann mit angeht, mit diesen, sofern es alle Familienglieder angeht, mit der ganzen Familie besprechen und dann danach handeln. Und nicht vielerlei, sondern das, was es wert ist, wiederholt und gründlich lesen.

In eine Familienbücherei gehört auch ein guter Atlas, damit man sich jederzeit auch mal ansehen kann, wo und wie etwas, wovon man gelesen oder gehört hat, ungefähr liegt. Und man kann sich dabei dann auch mal Gedanken machen, warum da und dort in der Welt manches gerade so ist, wie es ist. Auch ein geschichtliches Buch würde hineingehören, das uns zeigte, wie unsere eigene Zeit geworden ist. Aber leider! Geschichtsbücher für die Familie, wie früher etwa den guten Annegarn, gibt es heute kaum. Denn heute müßte viel mehr und das viel anders darin stehen. Auch ein gutes Gesundheitsbüchlein gehört in die Hausbibliothek. Daß Bücher, die sich mit dem Beruf des Vaters und den Aufgaben der Eltern, im besonderen auch mit der Erziehung der Kinder, aber auch mit gewissen Handfertigkeiten usw. befassen, da sein müssen, ist selbstverständlich. Aber immer wieder: Es kommt nicht auf die Zahl an. Ein Buch kann uns durch das ganze Leben begleiten, wenn es das richtige ist. Und daß es das ist, dafür muß man sich eben überlegen und beraten lassen.

Und dabei muß man sich vor einem wie ein Spuk umgehenden Worte hüten: „Das muß man gelesen haben“. Das Wort ist so dumm, wie, wenn man sagte: „Das muß man gegessen haben“. Um sich dann den Magen zu verderben. Man „muß“ gar nichts gelesen haben, aber man muß das, was man gelesen hat, verdaut haben. Nur darauf kommt es an, was geistig in unser Leben aufgenommen wird, so daß wir daraus wachsen, genau so, wie es bei der Nahrung der Fall ist, die auch nur dann uns nützt, wenn sie richtig von uns ausgewählt und aufgenommen wird.

Und das gilt, und ganz besonders auch von der modernen Literatur; auch wenn sie, was keineswegs immer der Fall ist, auch nicht bei „christlichen“ Schriftstellern — wir haben es ja in den letzten Jahrzehnten besonders erlebt — gut ist nach sittlich menschlicher Haltung und nach dichterischem Wert. Wie es Leute gibt, die den ganzen Tag essen und sich den Magen verstopfen und sich so zu allem unfähig machen, so auch solche Leute, die ein Buch nach dem anderen lesen zu müssen glauben, weil man es eben „gelesen haben muß“, und die sich so geradezu dumm lesen. Das Buch soll zu tieferem Selbst- und Weltverstehen verhelfen, nicht zur Befriedigung einer Lesesucht dienen. Und damit es zu diesem Verstehen führe, muß man sich dazu seine eigenen Gedanken machen über das, was dort steht. Und Denken verlangt auch Zeit und Kopfanstrengung. In manchen Familien wäre es besser, man läse gar nichts, als die Menge, die man liest. Vor allem sollte man nicht einfach lesen, was einem bei dem modernen Presse- und Literaturbetriebe „vor die Nase kommt“, und nicht deswegen, weil andere es lesen, um ihre Lesewut zu befriedigen oder um „mit der Zeit zu gehen“. Es ist noch lange nicht alles wertvoll, weil es aus unserer Zeit ist und dem Geschmack unserer Zeit entspricht. Was man aber nach und nach lesen und sich geistig zu eigen machen sollte, das ist das, was aus der Vergangenheit der Menschheit bis heute, sich den besten Geistern immer wieder als wertvoll und so als „unsterblich“ erwiesen hat, was geschichtlich, nicht im modernen Sinne, der Weltliteratur angehört. Das ist nämlich etwas ganz anderes als die „Bestseller“, die uns amerikanische Geschäftstüchtigkeit geschenkt hat. Wer sich hier

nicht selber ausfinden kann, soll sich beraten lassen, von den richtigen Leuten nämlich, nicht von denen, die ein Vorurteil oder ein Interesse an den Büchern haben. Was da als Beratung in den Zeitungen steht, ist noch lange nicht immer wahr. — Es gibt gute Sammlungen von Erzählungen, Balladen, lyrischen Gedichten der deutschen und der Weltliteratur.

Was man aber unter allen Umständen nicht lesen und nicht in sein Haus aufnehmen sollte, ist alles das, was darauf angelegt ist, Sensation zu machen und die Neugier der Triebe, sei es der niederen Sinnlichkeit, der Abenteuerlust, des Spukhaften, des Verlangens nach Besitz und jeder anderen Gier aufzustacheln. Heißt es sonst: Sich beraten lassen; hier heißt es: Abwehren.

Und schließlich noch ein Hinweis auf eine Literatur, die zwar an sich nicht schlecht, sogar „fromm“ ist, aber „Kitsch“. Wer sich über den Unterschied von Dichtung und Kitsch noch nicht klar ist, noch nicht weiß, wie sich ein „Gedicht“ von Reimerei unterscheidet, der muß es sich von Kundigen durch Beispiel und Anschauung klar machen lassen.

## Bücherecke

Sie darf in einem Heim und darum auch hier in einem Familienheft nicht fehlen.

Neues Testament, Schott Meßbuch, Sursum Corda, Evgl. Gesangbuch für die evgl. Christen bedürfen keiner besonderen Empfehlung. Was lesen unsere Kinder in ihrer Freizeit? Wozu greifen Eltern und Erwachsene in stillen Stunden?

Einige Hinweise auf wertvolle Bücher.

Mertens: „Katechismus des häuslichen Lebens“ und Lotz: „Christliches Hausbuch.“ (Siehe Anmerkung auf Seite 1 dieses Heftes.)

Lützel er, „Unser Heim“ Buchgemeinde Bonn 1939. Nach einem sehr ernsten Wort der Besinnung beantwortet der Verfasser die Frage: Was ist ein Heim?. Dann behandelt er in sachlicher, klar durchdachter Weise alles, was zum Heim gehört: Mietwohnung oder Eigenheim, Planung, Kosten, Einrichtung, Tapeten, Blumen, Möbel und im Schlußwort gibt Lützeler wohlgemeinte Gedanken über echtes Leben im wohlgestalteten Heim.

Laarmann, Hausbuch der deutschen Mutter, Bildgut-Verlag Essen 1934. Zwei Teile umfaßt das Buch: Aufgaben, Mittel und Wege. Im ersten Teil: Wohnen, Wirtschaften, Gesundhalten, Erziehen, Heimschaffen. Im zweiten Teil: Mietwohnung oder Eigenheim, Tapeten, Anstrich, Gardinen, Teppiche, Lampen, Möbel. Die Hausmutter als Gestalterin der Zimmer. Der Garten, Haustiere, wirtschaftliche Haushaltsführung, gesundheitliche Ernährung, körperliche und seelische Gesundheitspflege, Kleidung und Wäsche, Glanz und Schimmer im Heim, das Recht im Leben der Mutter, volksgemeinschaftliche Hilfe für die Mutter.

Die Stichworte lassen ahnen, daß die Verfasserin mit ihren Mitarbeiterinnen alles zu betrachten suchte, was eine wirklich gute Mutter für ihre Familie und somit für das Volk zu tun hat. (Leider kann nicht angegeben werden, ob das Buch heute noch oder wieder zu haben ist.)

Domani g, „Unser Heim in der Sonne“. Tyrolia-Verlag, Innsbruck-München „Sonne im Haus, wie sieht da alles so golden aus. — —“ Sonne bedeutet Liebe, die das ganze Wirken der Frau und Mutter und des großen Mädchens erfüllen soll. Wo solche warme Liebe herrscht, wird alle Arbeit der Frau, der Mutter, des Mädchens froh und gesegnet, ob in der Küche, beim Hausputz, ob im Garten, bei der Krankenpflege usw.

Ehlen, Das familiengerechte Heim (bereits in Ruf 1 besprochen). Paulus-Verlag, Recklinghausen. Jgs.

Wenn Du 1 Jahr wirken willst, säe Korn!  
 Wenn Du 10 Jahre wirken willst, pflanze einen Baum!  
 Wenn Du 100 Jahre wirken willst, bilde einen Menschen!  
 (Chinesischer Spruch.)

„Wohin des Weges? Was du vom Jugendschutz wissen mußt.“ So heißt ein Heft aus dem Hoheneckverlag, Hamm, Preis 20 Pfg., im Hundert 18 Pfg., das sich vor allem an die Jugend selber wendet. Für die Erziehung verantwortliche Personen seien darauf hingewiesen.

Die „Heimatstimmen aus dem Kreise Olpe“ sind in 13. Folge, 1953 (24. Jahrg.) Nr. 4, in gewohnter Reichhaltigkeit erschienen.

Hingewiesen sei auch auf „Christine Koch“, ein kurzes Lebensbild mit einer Auswahl ihrer Gedichte. Herausg. von Schulrat Leines, bearb. von Göbel, Tochtrop, Tönne.

## Ban Schaulekinnern

De Lehrin bekucket met den Klainen en Wandbieldd, bo de Kinner Israels iut Egypten iuttreckeden. Do kann me den Pharao und vüärnehme Egypter un Soldoten un ok nakenige arme Sklaven oppe saihn. De Lehrin frogede, bai düd und dat wör. „De Pharao!“ — „Egypter!“ — „Richtig! Un bät sind dat füär Luie, dai sau nakenig sind?“ — Dat wußte kenneer. Awer Fränzken weis op un sagte: „Dat sind de Sommerfrischler!“

Fränzken syne Klasse hiät Schoinschrywen. De Täfelkes sind vull van liuter i's. Awer Fränzken hiät blaut Strieke derop. „Na, Fränzken“, segget et leste de Lehrin. „Bo blywet dann de i-Pünktekes?“ — „Kannste nit wachten?“ segget Fränzken, un hochte syne Pünktekes der Ryge no üwer de Strieke.

De Lehrin hiät den Klainen klormaken wollt, dat alles van usem Hiärguatt macht wör: de Boime, de Diere, de Mensken, Vatter un Mutter un de Lehrin selwer auk. „Mik auk?“ frogede Fränzken. „Jo, dik auk.“ — „No jo“, segget do Fränzken, „do was ik awer blaut sau klain — un hai weis sau ne halwen Faut lank — dat andere hew' ik alles selwer derby macht.“

De Lehrin hiät den Klainen ene Geschichte vertalt, un de Klasse sall niu schrywen un wysen, bät se behalten het. Alle sind amme Prukeln, blaut Fränzken nit. De Lehrin fröget ne: „Fränzken, brümme schrywest diu dann nit?“ — Fränzken amfet nit, awer synem Nohber Antünneken segget hai wuat int Ohr. — „Biät hiät he sagt?“ frogede de Lehrin Antünneken. Dai woll eis nit riut, awer etleste segget hai doch: „Hai hiät sagt, ban hai sauviel Gehalt kriege ase diu, dann schriewe hai auk.“

## Aus dem Inhalt

Neues Jahr — alte Anliegen  
Katechismus des häuslichen Lebens  
Vom Wesen der christlichen Ehe  
Entweder — oder  
Hausgeister  
Von Wänden und dem, was daran hängt  
Von Gästen und Gastlichkeit  
Über Familiengeschichte

Wir forschen in unserer Familiengeschichte  
Von der Freude an der Familien- und Heimatgeschichte  
Von häuslichen Dingen  
Was heißt: der Mensch steht im Mittelpunkt der Heimatpflege  
Von Haltung und Gebet  
Von Büchern im Hause

Am 8. Dezember 1953 fand auf Burg Bilstein die Arbeitstagung und Jahreshauptversammlung des Sauerländer Heimatbundes statt, zu der sich eine große Anzahl von Mitgliedern eingefunden hatte. Herr Rektor Brügge mann, Leiter der Landvolkhochschule Hardehausen, sprach über das Thema: „Das Landvolk in der Krise unserer Zeit“. Herr Studienrat Josef R ü t h e r, Brilon, referierte über das Thema: „Die Begegnung des heimatlichen Menschen im Dorf mit der Technik“. An diese beiden Referate schloß sich eine lebhaftige Diskussion an.

Der T ä t i g k e i t s b e r i c h t, der in der Mitgliederversammlung erstattet wurde, zeigte, daß dem Sauerländer Heimatbund zur Zeit 1967 Mitglieder angehören, die vierteljährlich die Bundeszeitschrift „Sauerlandruf“ erhalten.

Der Heimatkalender „De Suerlänner 1954“ wurde wieder in einer Auflage von 5000 Exemplaren herausgebracht, die fast restlos abgesetzt werden konnten.

Was die O r g a n i s a t i o n des Sauerländer Heimatbundes betrifft, so konnten bisher 28 Ortsgruppen gegründet, bzw. wiederbegründet werden und 25 Mitarbeiter für die einzelnen Fachausschüsse gewonnen werden.

Bei dem diesjährigen Frühjahrs- und Herbsttreffen des K r e i s j u g e n d r i n g e s O l p e wirkte der Sauerländer Heimatbund mit, der sich weiterhin bemüht, durch die vier Kreisjugendpfleger des kurkölnischen Sauerlandes eine Verbindung mit der Jugend herzustellen, wobei uns die Unterstützung der Kreisjugendpfleger gewiß ist.

Besonders freudig zu begrüßen ist die inzwischen hergestellte Verbindung des Heimatbundes mit der Seelsorgestelle in Paderborn, die ihre Unterstützung zugesagt hat.

Um die menschlichen Beziehungen mit den Mitarbeitern im Heimatbund zu pflegen und mit ihnen die Fragen und

Probleme der Heimarbeit in offener Aussprache zu besprechen, fanden mehrere Fahrten der beiden Vorsitzenden durch die vier Kreise des kurkölnischen Sauerlandes statt, bei denen Persönlichkeiten, die in der Heimarbeit stehen, aufgesucht wurden. Eine dieser Besprechungen fand in der Jugendherberge von Jupp Schöttler in Bamenohl statt und galt besonders der Vorbereitung zur Wiederbegründung des Sauerländischen Künstlerkreises.

Der Westfalentag 1953 in Meschede wurde in Zusammenarbeit des Westfälischen Heimatbundes mit dem Sauerländer Heimatbund gestaltet.

Die Vorbereitungen für eine Reihe von weiteren Heimatabenden sind getroffen und mit wachsendem Erfolg bemüht sich der Sauerländer Heimatbund, sein Ideengut an die Menschen unserer Heimat heranzubringen.

## Mitteilungen der Geschäftsstelle

Ende Mai 1954 findet der elfte Sauerländer Heimattag in Ober- und Niedermarsberg, den geschichtlich unwitterten Städten an der Grenze des kurkölnischen Sauerlandes statt.

Wir bitten alle Herren Vorsitzenden der Heimatvereine und Ortsgruppen des Sauerländer Heimatbundes, sich in ihrem Ort für die Durchführung eines Heimatabends einzusetzen.

Rednerlisten des Sauerländer und Westfälischen Heimatbundes fordern Sie bitte kostenlos an der Geschäftsstelle des Sauerländer Heimatbundes an.

Die Unkosten und Honorierung der Redner trägt der Sauerländer bzw. der Westfälische Heimatbund.

## Sauerländische Chronik

Im Monat November 1953 fanden Heimatabende in Niedermarsberg, Bestwig, Balve, Küntrop und Affeln bei Balve statt, die gut besucht waren.

Im Kreise Olpe fanden mehrere Dorf-abende statt, die sich steigender Beliebtheit erfreuen.

Das Kreisheimatmuseum in Arnsberg veranstaltete Heimatabende in Warstein und Sundern.

Der in Althenhudem geborene sauerländische Bildhauer und Künstler Ewald Büngener starb am 30. Oktober 1953 und wurde in Grevenbrück in heimischer Erde beigesetzt.

Am 1. Dezember 1953 wurde der Landrat des Kreises Olpe, Josef Schrage, eine heimatgebundene, markante Persönlichkeit im politischen Leben der Nachkriegszeit, in Olpe beigesetzt.

Der Regensburger Prof. für Moraltheologie Dr. Heinz Fleckenstein, gebürtig aus Oeventrop, Kreis Arnsberg, hat eine Berufung auf den neu errichteten Lehrstuhl für Pastoraltheologie an der Universität Würzburg angenommen.

In einem Leistungswettbewerb der Handwerksjugend gingen als Landesbeste eine Damenschneiderin und ein Autoschlosser aus dem Sauerland hervor. Sie nahmen aus der Hand des Wirtschafts- und Verkehrsministers Dr. Sträter in Düsseldorf eine hohe Auszeichnung in Empfang.

Der Deutsche Kulturbund, Kreisgruppe Möhnetal, veranstaltete eine Kunstausstellung im Heimatmuseum Arns-

berg, in der vorwiegend sauerländische Künstler ihre Werke ausstellten.

Im Maximilian-Kaller-Heim in der Helle bei Balve, der Heimat und Ausbildungsstätte junger ermländischer Bauern- und Handwerkssöhne, fand wiederum im November 1953 die Landjugendtagung der Ermländer aus dem ganzen Bundesgebiet statt.

Fräulein Sophie Stecker, die Mitbegründerin der Strickwarenfabrik Stecker, überreichte Dechant Rüsing den ihr vom Papst Pius XII. verliehenen Orden „Pro ecclesia et pontifice“. Die hohe Auszeichnung wurde der heute 90jährigen Sophie Stecker für umfangreiches religiös-kirchliches und christlich-soziales Wirken zu teil.

Folgende neuen Gebiete des Hochsauerlandes wurden zu Naturschutzgebieten erklärt: „Auf der Sommerseite“ am Grafenberg in der Gemarkung Oberkirchen, „Nasse Wiese“ und „Rauher Bruch“ im Kreise Meschede am Nordhang der Hunau.

Im Monat Dezember 1953 jährte sich zum 150. Male der Gedenktag an die Rückkehr der Reliquien der Hl. Drei Könige aus der Emigration 1803 in das kurkölnische Sauerland. (Vergl. Artikel auf S. 30)

Vor 625 Jahren wurde die St. Nikolai-Konfraternität Attendorn gegründet, die heute noch besteht.

Der älteste Einwohner des Kreises Arnsberg, Karl Dänne, feierte seinen 100. Geburtstag.

Druck: Gebrüder Lensing, Verlagsanstalt K.G., Arnsberg